



Leseprobe

Karl Ove Knausgård
Aus der Welt
Roman

»So verstörend wie packend. Letzteres liegt am Rhythmus von Knausgård's Sprache, die widersprüchliche Emotionen und unzählige Nuancen in sich birgt und immer in Bewegung bleibt.« *Martina Läubli / NZZ am Sonntag*

Bestellen Sie mit einem Klick für 26,00 €



Seiten: 928

Erscheinungstermin: 19. Oktober 2020

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Hoch oben im Norden Norwegens spielt diese Geschichte, kurz vor der Jahrtausendwende. Der junge Henrik Vankel arbeitet hier als Aushilfslehrer. Selbsthass, Einsamkeit und Schamgefühle bestimmen sein Leben. Schon lange ist er aus der Welt gefallen, schon lange versteht er die Zeichen seiner Mitmenschen nicht mehr – schon lange verschwimmen ihm Traum und Realität. Bis ihm eines Tages klar wird, dass er sich verliebt hat. In eine seiner Schülerinnen. Eine eigentlich unmögliche Liebesgeschichte. Ist dies wirklich die Rettung – oder der Auftakt zum endgültigen Zusammenbruch?

„Aus der Welt“, das gefeierte Romandebüt von Karl Ove Knausgård, hat viele Facetten. Von Sprach- und Verbindungslosigkeit ist darin die Rede, vom verzweifelten Versuch, sich einen Sinn zu erschaffen in einem rätselhaften Dasein. Es erzählt die Geschichte einer Kindheit und Jugend im Norwegen der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, in einer Familie und einer Welt, in der Scham und Schuldgefühle zu den stärksten Triebfedern überhaupt gehören. Es ist das sprachmächtige Debüt eines jungen Schriftstellers, eine erbarmungslose Erkundung des männlichen Egos und der Selbstzerstörung, aber auch eine literarische Feier von überbordender Phantasie.

KARL OVE KNAUSGÅRD
Aus der Welt

KARL OVE KNAUSGÅRD

Aus der Welt

ROMAN

Aus dem Norwegischen
von Paul Berf

Luchterhand

ERSTER TEIL

Manchmal schloss ich nachts die Schule auf, ging durch das flache, unbeleuchtete Gebäude, betätigte dabei einen Lichtschalter nach dem anderen und sah, wie das Licht die Dunkelheit über mir aufriss, als wäre ein Schwarm schlummernder Insekten geweckt worden und schwärmte nun gereizt in die Räume aus. Hier und da lagen von den Schülern vergessene Dinge herum: ein an die Wand geworfener Sportbeutel, übersät mit den Namen von Fußballspielern, die mit dicken, runden Kinderbuchstaben geschrieben waren, ein Heft auf dem Fenstersims, dekoriert mit Herzen und verschiedenen Zahlen, die einen Code zu bilden schienen, eine Strickmütze, die schwach nach Obst roch. *Apfel*, dachte ich und fragte mich, wem sie gehören mochte. Ich legte sie zurück und ging weiter, öffnete die Tür am Ende des Flurs und gelangte in den großen Raum, in dem auch meine Klasse unterrichtet wurde. Die Gruppenarbeiten, mit denen wir uns ein paar Wochen zuvor beschäftigt hatten, hingen noch an der Wand. Die schlichten Zeichnungen von Pflanzen und Algen, Seevögeln und Muscheln, die gewellte Borte, die das Meer darstellen sollte. *DAS UFERLEBEN BEI EBBE. Ein Projekt von Kenneth, Hanna, Simen, Annette und Miriam.* Die gleichen Namen standen auf den Regalen am hinteren Ende des Raums, kleine Namenszettel, die sie selbst geschrieben und an einem der ersten Tage nach den Sommerferien aufgeklebt hatten. Dort verwahrten sie ihre alten Klassenarbeiten und vollgeschriebenen Schulhefte, Dinge, die für niemanden außer ihnen selbst von Bedeutung waren, dennoch zog ich eine der Schubladen auf und sah die Papiere durch, die darin lagen, legte sie zurück und zog

eine neue auf, nahm mir Regal für Regal vor, um zu schauen, ob sie etwas von Bedeutung hinterlassen hatten, persönliche Gegenstände, irgendetwas: eine rührende Zeichnung, ein vergessenes Tagebuch, eine versteckte Liebeserklärung – kleine Zeichen, die mir etwas mitteilten, was ich nicht wusste, oder etwas in mir auslösen mochten. Zärtlichkeit vielleicht, Vertrautheit.

Vertrautheit? *Vertrautheit?*

Nein, nein, deshalb jedenfalls nicht. Nichts wurde in mir geweckt, auch nichts gestillt. Ich lief einfach ein wenig herum. Als die Wolkendecke über den Bergen aufriss und sich das fahle Licht des Mondes auf den Schulhof legte, sah ich, dass der Schnee draußen zusammengesunken war. Ich sah das grobschichtige Netz an einem der Klettergerüste im Wind sachte hin und her schwingen und dass die Holzlatte, an der es befestigt war, vor Nässe glänzte. Die Wolken, die sich zusammenballten, die Dunkelheit, die sich herabsenkte, die Landschaft, die erneut verschluckt wurde. Im Fenster wurde jetzt nur noch der unscharfe Widerschein des Raums reflektiert. Mein eigenes undeutliches Gesicht. Daran erinnere ich mich. Dass ich dort stand. Doch dann muss ich unmerklich fort und in diese Gedanken geglitten sein, die sich selbst nicht kennen, die sich wie Erinnerungen nur greifen lassen, wenn sie längst vorbei sind, denn meine nächste Erinnerung ist, dass ich, den Kopf in die Hände gestützt, am Lehrerpult saß. Von Übelkeit erfüllt und kalt starrte ich ihr Pult an, außer Stande, das regelmäßige, monotone Geräusch einzuordnen, das ich lange gehört hatte, aber erst jetzt bemerkte.

Ding, ding, ding, ding.

Wie aus einem Traum stand ich auf und ging auf die Toilette. Ohne Licht zu machen, kniete ich vor der Toilettenschüssel, steckte mir den Finger in den Hals und übergab mich. Längere Zeit lag ich ausgestreckt auf dem unebenen Fußboden, ehe ich mich aufraffte, mir den Mund ausspülte und hinausging. Dort wurde das Geräusch lauter. Es war der Wind, der die Schnur gegen die Fahnenstange schlug. Ich blieb stehen. Es tat gut, so

dazustehen, den milden Wind auf meinem Gesicht zu spüren, die rieselnden Laute von schmelzendem Schnee zu hören und zu sehen, wie das Wasser aus den Fallrohren in einem V nach dem anderen über die glänzende Fläche des Asphalts floss. Den Hauch von Salz im Wind zu spüren. Es war ein Geruch, den ich kaum noch wahrnahm, dachte ich; er erinnerte mich an die ersten Wochen, die ich dort gewohnt hatte. Ich entsann mich meiner kindlichen Freude, wenn ich auf dem Weg zur Arbeit manchmal vor dem Haus innehielt und sah, wie die Wolken sich über dem Meer auftürmten, die Wasserfläche, die grau und silbern unter dem regenschweren Himmel schimmerte, die Nebelschwaden, die flach über den Berg glitten. Und wie das Geräusch der Wellen, die gleich unterhalb meines Fensters schäumend an Land schlugen, wenn ich abends zu Bett ging, mir das Gefühl von etwas fast Unwirklichem gaben, von etwas Fremdem, das langsam verschwand, je tiefer ich in den Schlaf sank, nur um erneut Form anzunehmen, wenn ich viele Stunden später erwachte, ein gleichmäßiges Meeresrauschen, das immer da war, das niemals aufhörte und das ich jetzt wieder bemerkte.

Sshhh Sshhh Sshhh Sshhh

Um den bitteren Geschmack von Erbrochenem loszuwerden, den ich noch im Mund hatte, nahm ich etwas Schnee von einem der zusammengesackten Haufen an der Wand und ließ die Zunge darüber gleiten. Er war porös und kalt und sorgte dafür, dass ich mich etwas besser fühlte. Ich ging die Straße hinab. Am Geschäft, an der Fischverarbeitung, am Postamt und den dunklen Häusern vorbei. Überall herrschte Stille. Ich sah zwei Fahrräder, die an einer Wand lehnten, Bruchstücke ausgebleichter Feuerwerkskörper tauchten auf einer Rasenfläche aus dem schmelzenden Schnee auf, ich sah eine Gardine, die sich sachte über der wabernden Wärme eines Heizkörpers bauschte, ein Paar Stiefel vor der Haustür, einen zerlumpte Wimpel, der in den Windstößen vom Meer heftig schlug. Aber keinen einzigen Menschen. Alle schliefen.

Auch sie.

Bei dem Gedanken wurde mir wieder schlecht. Als gäbe es eine Verbindung zwischen ihr und meinem Körper, dachte ich, ein geheimes Bündnis, das mich nicht einschloss. Als läge es nicht in meiner Hand.

Ich blickte hoch und sah vage das Dach des Hauses, in dem sie lag, in dem Zimmer, wo sie schlief, hinter der Tür, die den ganzen Abend geschlossen gewesen war, die ich dennoch regelmäßig angestarrt hatte. Ich seufzte und schaute mich jedes Mal ein wenig um, wenn eine Pause in unserer Unterhaltung entstand, ließ den Blick zufällig zu der Tür schweifen, versuchte zu bestimmen, welche Musik sie hörte, überlegte, dass sie vielleicht am Schreibtisch saß und schrieb. Oder lag sie im Bett und las? Die ganze Zeit war ich angespannt, wartete ich darauf, dass die Tür aufgehen und sie herauskommen würde. Trotzdem war ich unvorbereitet, als es geschah. Was auch für sie galt. Als sie mich entdeckte, röteten sich ihre Wangen. *Was ist, Miriam, willst du nicht bald mal ins Bett gehen*, sagte ihr Vater, und ich streckte mich nach einer Zigarette, um die Scham zu überspielen, die mich augenblicklich überkam. Die Wärme im Gesicht, die flackernden Augen, die Hände, die sich nicht mehr auf natürliche Art bewegen ließen. Ich muss geglüht haben. Aber ihr Vater und Henning unterhielten sich weiter, alles war wie zuvor, sie ging ins Bad, *jetzt zieht sie sich aus*, ein vibrierendes Gefühl des Wohlbehagens, als sie spürt, wie der leichte Baumwollstoff über ihre schmalen Schultern gleitet, *jetzt denkt sie daran, dass ich hier sitze*. Ein Lächeln im Spiegel, eine Hand auf der Wange. Oh ja. Denn als sie wieder herauskommt, traut sie sich stehen-zubleiben, sie lässt sich Zeit, verharrt im Türrahmen und sieht mich herausfordernd an.

»Gute Nacht, Henrik«, sagt sie und bekommt die Aufmerksamkeit, die sie sich wünscht. Sie sehen sie geistesabwesend mit dem nackten Fuß über den Teppich vor sich streichen: Ihr Blick ruht auf mir. Als wären nur wir zwei im Raum, zieht sie vorsich-

tig das weite T-Shirt straff, lächelt kurz und dreht sich dann um. Aus den Augenwinkeln sehe ich, dass ihr Vater sich vorbeugt. Sie öffnet ihre Tür. Er füllt mein Glas.

»Schade, dass du nur ein Jahr bleibst«, sagt er und reibt mit dem Daumen unter dem Rand am oberen Ende des Flaschenhalses, leckt an ihm. Ich hebe ihm zugewandt das Glas und lächle.

»Ja, das ist schade«, erwidere ich. »Es gefällt mir wirklich gut hier.«

Wir prosteten uns zu. Ihr Vater steht auf, muss sich auf die Lehne der Couch stützen, um nicht zu fallen. Er geht durch den Raum und ins Bad. Ich drehe mich um und sehe aus dem Fenster. Es schneit und schneit. Unsere Spuren sind fast verschwunden, geblieben sind nur Andeutungen, dunkle Mulden im Licht vom Fenster. Kurz darunter verschwinden die Schneewehen in der Dunkelheit. Keine Bäume, nichts, nur Berge, und schließlich das Meer, erkennbar als ein dünner, weißer Rand in allem Schwarzen, wo die Wellen sich am Land brechen. Dort schneit es auch, denke ich, aber ohne Folgen. Das Meer schluckt alles, was kommt, das Meer vereinnahmt alles.

»Was machst du da, Henrik?«, sagt Henning.

Seine Augen fixieren mich. Aber ich muss natürlich antworten, greife nach dem Glas und trinke, streiche mir über den Mund.

»Was ich mache?«, sage ich.

Vielleicht hat sie darauf gewartet, auf den Klang meiner Stimme, vielleicht liegt sie in ihrem Zimmer mit geschlossenen Augen wach und lauscht. Sehnt sich. Zieht das Knie an, es gleitet über den Stoff des Lakens, eine Hand ruht auf der Bettkante, reglos; sie ist kurz davor einzuschlafen. Sie denkt an mich, sieht mich vor sich, mein Gesicht, meine Augen, meine Hände, die über ihre Haut streichen, sie spürt es, sie erinnert sich, sie sehnt sich.

Henrik Henrik Henrik

Mein Herz bebte.

Selbst die schlimmsten Erinnerungen haben früher oder später etwas Gutes, immer gibt es etwas, dessen Nähe die Gedanken suchen können. Die Nostalgie ist schamlos. Nicht, was du gemacht hast oder was mit dir gemacht wurde, nicht, wie es dir ging, sondern *dass du dort warst*. In einer anderen Welt.

Ein Ort direkt am Meer, im nördlichsten Norwegen, dorthin war ich gezogen, dort blieb ich fast neun Monate, vom wahnsinnigen Sommer mit Sonne rund um die Uhr bis zum ebenso wahnsinnigen Winter: Im Dezember wurde es in der Tagesmitte für eine Stunde hell, das war alles, ein gräuliches Aufflackern, so kurz, dass Morgen- und Abenddämmerung eins waren. Der Tag war ein Schacht in der Nacht, ein Graben, den die Dunkelheit langsam füllte. Dann aber kippte es, dann war es der Tag, der expandierte und geduldig die beiden Wände der Dunkelheit beharrlich weiter auseinanderschob. Sachte wurde der Himmel geöffnet und das Licht strömte herein, immer mehr Licht im Laufe des Frühjahrs, bis zum Mai, in dem die Dunkelheit so geschwächt war, dass sie nur noch eine Stunde Zeit um Mitternacht für sich beanspruchen konnte. Wie ein alternder Vater, dachte ich, er liegt im Schlafzimmer und wird sterben, im Haus verbreitet sich Erleichterung, er ist so schwach. Dennoch mobilisiert er all seine Kräfte und steht auf, einmal am Tag gesellt er sich zu den anderen, um mit ihnen zu essen, blass und welk sitzt er unter ihnen. Aber das reicht. Noch immer ist er von Furcht umgeben. Erst als er wieder im Bett liegt, wagen sie es, ihre Stimmen zu erheben. Und das geschieht immer öfter, seine Ausflüge werden kürzer und kürzer, bis er es eines Tages nicht mehr schafft und das Haus ihnen allein gehört. Alle Herzen freuen sich. Er wird sterben.

Aber stirbt er auch?

Nein, er stirbt nicht. Er schöpft neue Kraft. Seine Stärke wächst. Er zeigt sich in der Tür, es ist Herbst, die Luft kühlt ab, er wird stärker und stärker, kurz darauf ist er die ganze Zeit da, mitten unter ihnen, und sie beugen sich ihm, müssen sich ihm aufs Neue beugen.

Doch selbst *das* werden sie eines Tages vermissen, wie ich schon bald diese Monate vermissen werde, die ich da oben verbracht habe. Denn die Nostalgie ist schamlos. Sie erinnert sich nur an das, woran sie denken will, und zwingt dich zur Sehnsucht. Die Nostalgie schert sich nicht um *dich* und was *dir* wichtig ist, was es wert ist, in Erinnerung zu bleiben oder was lieber verdrängt werden sollte. Sie beharrt. Sie sagt: Es gibt immer etwas, was man vermisst. Und anfangs bist du ganz ihrer Meinung; wie sollst du auch anderer Meinung sein, wenn du gespürt hast, wie das Glück in dir tobt? Aber dann erinnerst du dich, dann schaust du dich in der Erinnerung um, dann kommt das, was du zu vergessen versuchst, *nein, habe ich das getan, habe ich das getan*, und kein Licht der Welt ist schön genug, um in dir Bestand zu haben, auch das Licht musst du zurückzwingen, in einem Versuch, dich zu wehren. Es führt etwas mit sich, woran du nicht denken darfst. Als gäbe es irgendwo in deinem Inneren einen Feind, jemanden, der in einem steten Strom alte Geschehnisse in dein Bewusstsein sendet, denkst du, jemanden, den du vor langer Zeit enttäuscht hast und der nun mit rachsüchtiger Gewandtheit die Mauern der Verdrängung umgeht und sich fortwährend Zugang zu deinen Gedanken erzwingt. Wenn du stark genug bist, kannst du sie zurücksenden, ohne sie dir anzuschauen, ihnen mit dem Denken einen kleinen Stoß versetzen, *nein, nein, nicht das*, woraufhin sie langsam in die Tiefe zurückfallen, aus der sie gekommen sind, ohne Schaden angerichtet zu haben.

Das ist der Segen der Verdrängung.

Doch sie hat ihren Preis. Manchmal denkst du, dass du all deine Kraft darauf verwenden musst, in Schach zu halten, was passiert ist, dass sie schwindet und schwindet und du nicht mehr stark genug bist zu bewältigen, was *geschieht*, hier und jetzt, dass du schwach und lebensunfähig und erbärmlich bist, ich armer, armer Kerl denkst du, um jäh umzuschwenken, *das ist doch verrückt*, denkst du als Nächstes, hier herumzuliegen und dich selbst

zu verhöhnern, schließlich lebst du nur einmal, eine begrenzte Zahl von Jahren, und es kommt dir wie eine maßlose Verschwendung vor, sie damit zu verbringen, dich selbst schlechtzumachen. Vollkommen idiotisch, denkst du, aber was kannst du tun?

Vielleicht jemand werden, der handelt, statt jemand, mit dem gehandelt wird. Jemand sein, der mit klinischer Distanz analysiert, was sich abgespielt hat, jemand, der versteht.

Wäre es möglich, mit Hilfe klaren Denkens und kühlen Intellekts eine dieser gewaltigen Erinnerungen in den Operationssaal der Vernunft zu bugsieren, sie dort zu sezieren und zu versuchen, jeden Bestandteil zu verstehen? Denn ist es nicht unerträglich, in der Gewalt unbekannter Kräfte zu sein, sich von etwas leiten zu lassen, was jenseits der Reichweite deines Willens liegt?

Unerträglich und entwürdigend. Also entsendest du eine Expedition in die Tiefe deiner selbst. Flackernder Lichtschein vor feuchten Gehirnwindungen, die eine oder andere versteinerte Erinnerung, eine bleiche Trauer, die sich davonschleppt, kaum noch lebendig. Die Expeditionsteilnehmer lassen sie in Frieden, sie wird ohnehin bald sterben. Sie haben Wichtigeres zu tun, setzen ihren Weg durch die Gehirnwindungen fort, gelangen immer tiefer, spüren die steigende Wärme, an einem Ort in unmittelbarer Nähe herrscht gewaltige Aktivität. Sie eilen weiter. Plötzlich ist da etwas, was an ihnen vorbeischießt, eine jähe Bewegung, die alles stoppt. *Was war das?* Ängstlich richten sie die Taschenlampen tiefer ins Dunkle. Sie halten die Luft an. Dann lacht einer von ihnen. *Das war nur eine Eingebung!* Als sie weitergehen, herrscht eine heitere Stimmung, sie lassen die Lichtkegel umherschweifen, lächeln angesichts all der unnützen Informationen, die hier gesammelt sind. Aber schon bald werden sie wieder ernst. Vor sich entdecken sie ein rötliches Licht und begreifen, dass sie näher kommen. Ehrfürchtig halten sie am Rand des Abgrunds. Ihr Führer zeigt: *Dort verläuft die Gehirnbrücke, zur anderen Seite hinüber, da vorn ist der Stirnlappen. Und wir müssen da hinunter.* Sie legen sich hin und robben

zur Kante vor. Sie starren in das Unterbewusstsein hinab. Es glüht und brodelte vor Aktivitäten. Gedanken werden zermahlen und durchgeknetet, zerschlagen und geschmolzen und zu immer neuen Formen gehämmert und geschlagen.

»Da hinunter?«

»Ganz genau, mein Junge. Hier!«, sagt der Führer und reicht ihm Seil und Haken.

Ein solcher Abstieg ist schmerzhaft, jeder Haken muss tief verankert werden, um den notwendigen Halt zu geben, manchmal tut es weh zu denken. Doch langsam dringen sie tiefer hinab, bis sie auf dem Grund stehen und sich verwirrt umsehen können. Alle möglichen verzerrten und eigenartigen Geschöpfe quillen aus diesem unförmigen Chaos hervor, manche kommen ihnen bekannt vor, andere lassen sie angsterfüllt zurückschrecken. Nach sorgfältigen Erwägungen entscheiden sie sich für eines davon. Eine Riesenerinnerung, die noch intakt ist. Sie liegt regungslos da und ruht in sich selbst. Mit viel Mühe gelingt es ihnen, ein Seil um sie zu schlingen. Sie klettern erneut zum Gipfel hinauf, wo sie sich umdrehen und beginnen, an den Seilen zu ziehen. Langsam löst sich die Erinnerung und hebt ab, sie ziehen und ziehen, wippen sie schließlich über den Rand und können sie durch die Gänge zum Bewusstsein schleppen, wo sie bereits erwartet werden: Vertreter der Vernunft stehen um einen Tisch herum bereit. Das Licht beleuchtet unbarmherzig und grell die extrem scharfen Instrumente, die hinter ihnen aufgereiht liegen. Die Stimmung ist angespannt und erwartungsvoll. Was für eine Erinnerung mag es sein?

Sie schnallen die umfangreiche Erinnerung am Tisch fest und greifen mit sicherer Hand zu ihren Werkzeugen. Die Sektion kann beginnen.

Es ist eine gute Erinnerung. Es ist die erste Frostnacht, als die Feuchtigkeit am Abend auf dem Erdboden gefror und du in der Dunkelheit schwer atmend die Straße hinabkeuchtest. Septem-

ber in Nordnorwegen. Daran kannst du denken. Sauge den Geruch von Berg in den plötzlichen Taschen aus rauher Luft auf der Straße ein. Fühlt sich das gut an? Wie die Stiche in der Lunge sich bei jedem Atemzug gut anfühlen. Die kalte, schneidende Luft, die feuchte, schmutzige Lunge. Du läufst und läufst. Hhha-ha hhha-ha hhha-ha durch die Dunkelheit. In den Tunnel hinein. Dort drinnen geht es leicht aufwärts, und du läufst schneller. Noch fünfzig Meter, dann kannst du auf dem Plateau vor seiner Öffnung stehen und auf den Ort hinabschauen, während du wieder zu Atem kommst. Der Sauerstoffmangel als ein fast panischer Schmerz in der Brust. Aber das geht rasch vorüber. Du lächelst und machst an die Felswand gelehnt Dehnübungen, siehst den Sauerstoff vor dir, der sich über die arme, vertrocknete Lunge ergießt, wie die Bläschen sofort anschwellen und die Luft gierig aufsaugen, das Einzige, was sie je begehrt haben.

Was hast du dort gemacht, was hast du gefühlt, *woran hast du gedacht?*

Es war September, und ich arbeitete in dem kleinen Ort seit einem Monat als Lehrer. Vieles war noch ungewohnt, aber ich hatte ein paar Leute kennengelernt, ich begann die Arbeit in den Griff zu bekommen, es schien ein schönes Jahr zu werden. Ich hatte sogar angefangen, abends laufen zu gehen! Wie zu erwarten, hielt ich nicht länger als eine halbe Stunde durch, ein, zwei Kilometer am Fjord entlang; wenn ich hinter dem Tunnel stehenblieb, waren meine Beine von der Anstrengung weich und schwach.

Das letzte Stück ging ich, den Hügel hinab und durch den Ort, diese kleine Ansammlung von Häusern, die eingeklemmt zwischen dem Meer auf der einen und einem steilen Gebirgsmassiv auf der anderen Seite lag. Eine Fischverarbeitung, ein Geschäft, ein Postamt, eine Kirche und eine Schule. Dreihundert Seelen wohnten und arbeiteten dort, an diesem kahlen, unge-

schützten Ort. Grauer Himmel, graue See, grauer Berg. Und jeden Tag zogen die Wolken wie schwere, träge Wale vom Meer heran, verloren dabei stetig an Auftrieb und sanken langsam auf das Land zu. Über dem Fjord schleiften ihre Bäuche über die graugrüne Dünung, füllten die Luft zwischen den Häusern und sättigten alle Farben mit Nässe. Immerfort die gleiche Bewegung. Alles kam vom Meer. Die ohnehin unwirtliche Landschaft sah sich im Laufe des Herbstes einem Angriff nach dem anderen ausgesetzt, eine Offensive, die an Intensität ständig zuzunehmen schien, der Wind stieß auf keine Hindernisse, er jagte über das Meer, blies sich auf und traf das Dorf mit gewaltiger Wucht. Eines Nachts riss er ein Hausdach mit, das in die Luft gehoben und in der Ferne niedergeschleudert wurde, eines Nachmittags kippte er einen Wohnwagen um, eines Morgens erfasste er eine Frau und stieß sie die Böschung vor dem Haus hinunter; ich sah es vom Fenster aus, wie sie sich verstört aufrappelte und sofort umschaute, um zu prüfen, ob jemand sie bei ihrem Sturz beobachtet hatte.

In den ersten Wochen erfreute mich das. Ich war zu nichts verpflichtet, ich war ein Außenstehender, die baumlose Landschaft und das menschenfeindliche Wetter waren für mich bedeutungslos, ein Jahr sollte ich dort wohnen, danach würde ich wieder fortgehen.

Aber was war mit den Menschen, die dort lebten? Ging es *ihnen* gut?

Wenn sie gehässig und verbittert in ihren Häusern gehockt, sich gegenseitig die Schuld gegeben und einer infantilen Raserei der Selbstgerechtigkeit hingegeben hätten, wie man es in anderen kleinen Siedlungen tat, wären sie langsam zugrundegegangen. Denn was hatten sie schon außer einander? Sie besuchten sich gegenseitig, feierten gemeinsam, saßen gemeinsam im Geschäft und nippten an einer Tasse Kaffee, arbeiteten gemeinsam auf den Fischerbooten und in der Fischverarbeitung, reisten sogar gemeinsam in den Süden, sie schliefen miteinander, heirateten

und bekamen Kinder, die gemeinsam spielten, so war es und so war es immer gewesen. Sie hatten nichts anderes. Die Aushilfslehrer, wir, die wir Jahr für Jahr zu ihnen zogen, wurden sicher mit einer gewissen Befriedigung betrachtet, dachte ich, da wir alle die gleiche Entwicklung durchliefen, von der ersten südost-norwegischen Begeisterung: *Ich habe einen Adler gesehen! Ich habe einen Fisch gefangen!* bis in dieses langsame Verschlucken und Verzehren des Fremden, das jede kleine Ortschaft in Gang setzt – vom Tag deiner Ankunft, an dem all deine Gedanken um andere Orte und andere Menschen kreisen, bis zu dem Tag, an dem du fortgehst und es die Einwohner des *Dorfs* sind, an denen dir etwas liegt, an dem es die Geschehnisse im Dorf sind, die dich beschäftigen. Solche Dinge, die unmerklich ablaufen: Du redest mit einigen, du denkst an sie, wie sie an dich denken, ihr trefft euch wieder, woraufhin du anderen vorgestellt wirst, und vielleicht streift dich ein leichtes Bedauern darüber, wie sie dich wahrnehmen – dann hat es angefangen, dann stecken sie in dir.

Wie du in ihnen steckst.

Doch da oben war das nichts Bedrohliches, ihre Freundlichkeit war kein Deckmantel für verborgene Motive, sie war ehrlich gemeint, so waren sie einfach. Sie waren mir wohlgesonnen. Dennoch: Das an sich ist noch nie ein Kriterium für Güte gewesen. Entscheidend ist, ob du dir selbst wohlgesonnen bist.

Und wie stand es um sie? Waren sie sich selbst wohlgesonnen?

Sie arbeiteten hart, Tag für Tag draußen in den Fischgründen, und wenn sie an Land gingen, tranken sie, so lebten sie. Ich wurde nicht schlau aus ihnen. Es kam mir vor, als löste sich ihre Persönlichkeit in einem Lächeln und in Witzen auf, sie entzogen sich jeder Beschreibung, die sich nicht auf das richtete, was sie die meiste Zeit taten: arbeiten, essen, schlafen, feiern. Lustige Gestalten. Wenn man sie anpikste, zogen sie sich zurück, wenn man sie bedrängte, wandten sie sich ab, sie scheuten alles Unangenehme und Ernste, sie tranken und lachten und gaben

Geld aus, ich verstand sie nicht, trotzdem luden sie mich ein, gaben mir einen aus, *als wäre ich einer von ihnen*, dachte ich anfangs, aber nein, das war nicht der Grund. Sie interessierten sich überhaupt nicht für mich, so wenig, wie sie sich für sich selbst interessierten. Was ich tagtäglich im Geschäft, in der Post, auf der Straße sah, wozu ich nickte und lächelte und wobei ich mit ihnen trank, war ihr kleinster gemeinsamer Nenner, ein Kompromiss, denn nur ein Idiot schafft es, sich mit seiner Persönlichkeit und seinem Ernst als Bürde auf den Schultern dort, in diesem Ort, seinen Weg zu bahnen, nein, das schüttelt man lieber zu Hause ab. Das sind Probleme, von denen sich dein böser Zwilling ernährt. Er, der hinter den Vorhängen lebt und wirkt, er, der Fremde scheut, er, der nur sich liebt.

Mir war beim Gehen bereits kalt geworden. Der Wind blies durch den dünnen Trainingsanzug, trotzdem fehlte mir die Kraft zu laufen, so erschöpft und zittrig war ich, aber als ich zu dem kleinen Hügel vor dem Haus kam, entdeckte ich sie, vier Mädchen aus meiner Klasse, sie standen vor meiner Tür und warteten. Sie hatten mich noch nicht gesehen. Ich lief los. Sie drehten sich um, schauten zu mir hoch und unterhielten sich dabei. Ich spurtete die letzten Meter und war völlig ausgepumpt, als ich vor ihnen stehenblieb. Ich spürte, wie mir das Blut in die Wangen stieg. Sie lachten über mich, weil ich zu sehr außer Atem war, um etwas zu sagen, ich konnte nur auf die Tür zeigen, *wollten sie mit hineinkommen?*

Die Mädchen liefen abends durch die Gegend oder hingen vor der Videothek herum, es passierte nicht viel, manchmal besuchten sie einen ihrer Lehrer. Hanna, Katarina, Miriam und Annette. Ohne ihre Jacken auszuziehen, nahmen sie auf der Couch Platz, alle vier, alberten herum und kicherten, ihre Ärmel raschelten, ab und zu wurde eine von ihnen rot, weil sie sich verstellte und mit hohler Stimme gesprochen hatte: Das sollte ich sein. Ich lächelte und setzte Kaffee auf, fragte wie immer, ob sie

auch einen wollten, nein, keinen Kaffee. Ich setzte mich auf die andere Seite des Tisches, zündete mir eine Zigarette an, hustete, weil die Kehle noch zugeschnürt war nach der Anstrengung, sie lachten wieder, schauten sich eine Weile im Zimmer um, knufften sich ein wenig, sagten, *ja, wollen wir mal gehen* – und dann gingen sie.

Und ich?

Von einer Art Zärtlichkeit erfüllt, sah ich sie in Richtung Geschäft davonziehen, es freute mich, dass sie kamen. Gleichzeitig brachten sie mich immer dazu, mich plump und hölzern zu fühlen, viel zu groß für sie, ihr verlegenes Lächeln und ihre errötenden Gesichter; irgendetwas an ihnen brachte mich aus dem Konzept. In der Schule war es anders, dort ließen sie sich manipulieren und kontrollieren, denn ich wusste alles über sie, und sie wussten nichts über mich. Aber hier? Was hatten sie an sich, das mich so aus der Fassung brachte, was war es?

Manchmal kamen andere, kleinere Kinder zu Besuch, sie waren kein Problem, im Umgang mit ihnen reichte es, sich anders zu verhalten, als sie es von einem Erwachsenen erwarteten, und schon lachten sie. Wenn man ihnen etwas erzählte, von dem sie genau wussten, dass es nicht stimmte – zum Beispiel, dass ich gar nicht Henrik war, sondern sein Zwillingbruder –, starteten sie mich überrascht an, *Oh, nein!* Und ich, *Oh, doch*, und sie, *Nein?*, und ich fragte sie, was sie von Henrik hielten, war er nicht eigentlich ziemlich dumm, und ihre Augen leuchteten, wenn sie nickten.

Ich dachte, dass sie einer anderen, feineren Rasse angehörten, die in einer einfacheren Welt lebte als meiner, unbeeinflussbar, denn nichts hier färbte auf sie ab, sie waren immer sie selbst und ich hatte nie Probleme mit ihnen. Die Mädchen dagegen hatten angefangen, sich von ihren eigenen Leuten zu distanzieren. Sie waren dreizehn und stammten aus demselben Ort, aber nun waren sie auf dem Weg in etwas für sie Unübersichtliches und Unverständliches. Ich merkte es ihnen an. Die hilflose Härte, die

ihnen in der letzten Zeit zu eigen war, diese kantigen, überlegten Bewegungen, die den Drang kontrollierten, einfach herumzulaufen und zu spielen, an nichts zu denken, nur zu lachen und zu lachen und zu lachen. Ihre Augen, die sie schnell verdrehten, wenn sie bei Gleichaltrigen kindliche Züge entdeckten, um sie so als unwürdig abzustempeln, ihre Finger, die Kaugummis in langen Bändern aus dem Mund zogen und sie drehten, während sie mit dieser Miene bemühten Lebensüberdrusses auf den Schulhof starrten, der sie immer öfter kennzeichnete, die tuschelnden Gespräche, die im Klassenzimmer geführt und abrupt abgebrochen wurden, wenn ich eintrat; sie schoben sich zu ihren Plätzen, ich sah, dass sie zu verbergen versuchten, wie aufgedreht sie waren, wenn sie die Hände auf ihr Pult legten und zu mir hochsahen, und ihre Erleichterung, wenn ich etwas Dummes sagte, denn dann konnten sie resigniert aufstöhnen, dann konnten sie die Augen verdrehen, dann konnten sie diejenigen sein, die es besser wussten.

In seltenen Fällen konnte ich allerdings beobachten, wie diese ständige und kräftezehrende Verleugnung aufgehoben wurde. Unvermittelt befanden sie sich eines Tages plötzlich zusammen mit den anderen Kindern auf der Hügelkuppe, schlaksig und linkisch überragten sie den Schwarm rundlicher, dick bekleideter Zehnjähriger, die in ihren glatten Steppjacken, ihren Schals und Mützen, Fäustlingen und klobigen Stiefeln um sie herumwimmelten, adäquat ausgerüstet für das, was sie dort trieben, sich in den Schnee bohren, Löcher graben und johlend Böschungen hinunterrutschen. Aktivitäten, in die sich die dünn bekleideten, dreizehnjährigen Mädchen nun stürzten, ich sah sie; kreischend warfen sie sich hinaus, und wenn sie sich ein paar Sekunden später am Fuß des Hügels erhoben, verschwendeten sie keinen Gedanken daran, den Schnee abzubürsten, um die Kleider trocken zu halten, worauf sie sonst peinlich achteten, nein, selbstvergessen stapften sie unverzüglich wieder durch den tiefen Schnee hinauf, um sich, vor Freude lachend, erneut hinauszustürzen.

Eine Erlösung. Aber es war nicht etwa so, dass sie dadurch ihre Würde verloren hätten, wie es bei mir der Fall gewesen wäre, wenn mein Körper kichernd inmitten der Kinderschar hinabgerutscht wäre. Für mich war es dafür zu spät. Für sie lag es noch in Reichweite, wenngleich knapp: Ich sah, dass die Zehnjährigen sie ein wenig erstaunt ansahen, ehe sie es akzeptierten, und ihr fieberhaftes Verhalten ließ mich begreifen, dass es ihnen im Grunde ein wenig schmeichelte, dass die Mädchen plötzlich mit ihnen zusammen sein wollten. Sie nutzten die Chance, um sich ihnen zu zeigen, gewollt männlich stieß einer von ihnen Katarina um, irgendwie wusste er, was sonst undenkbar gewesen wäre, war jetzt erlaubt. Aber ich? Ich musste mich damit begnügen, sie zu betrachten, diese unendlich charmanten, dreizehn Jahre alten Mädchen, die sich selbst für einen Moment vergessen hatten, und die mich nun, erneut auf der Hügelkuppe, erblickten und mir lächelnd zuriefen, ich solle doch mitmachen.

So wechselten die Mädchen zwischen ihren beiden Stadien, und damit wechselte auch ihr Bild von mir. Auch ich veränderte mich für sie. Ein Mann, neben den sie sich setzen, dem sie spielerisch, anschiemgsam die Hand geben konnten, bis er sich verwandelte und zu jemandem wurde, den sie verstohlen anstarrten, der sie erröten ließ und dem sie auf keinen Fall nahe zu kommen wagten, obwohl sie es so gerne gewollt hätten.

Aber das alles war ihnen nicht bekannt. Sie wussten nicht, was vor sich ging.

Nun komm schon, Henrik!, jaulten sie, und ich schüttelte lächelnd den Kopf, und sie machten weiter; die ganze Pause tobten sie gemeinsam mit den sonst so unwürdigen Grundschulkindern. Als ich sie am Anfang der nächsten Schulstunde vom Lehrerpult aus musterte, merkte ich, dass etwas von dieser Stimmung noch in ihnen steckte. Nass und erhitzt setzten sie sich auf ihre Plätze. Sie waren aufgekratzt und wollten nur Unfug

machen, versuchten mich zu erweichen, indem sie quengelten und wimmerten wie kleine Kinder, die Köpfe auf die Pulte legten und mich mit bettelnden Augen ansahen, *Bitte, bitte, Henrik*.

»Kommt überhaupt nicht in Frage«, sagte ich und klopfte mit dem Stapel Aufgabenblättern auf das Lehrerpult.

»Nun sei doch nicht so!«

»Komm schon, Henrik, sei lieb!«

»*Henrik*...«

»*Nein*«, sagte ich und gab mich streng. Sie spürten, dass sie zu weit gegangen waren, sie richteten sich auf, und als ich durch die Reihen ging und die Aufgaben austeilte, verweigerten sie mir ihren Blick. *Wenn er es unbedingt so haben will*. Mürrisch und widerwillig begannen sie zu rechnen, mit einem Ernst, dessen Konsequenzen sie nicht ahnten, zu dem sie sich dennoch zwingen.

Ich setzte mich auf den Stuhl am Lehrerpult und sah Henning draußen im Laufschrift unter das Dach des Regenunterstands eilen. Er warf einen Blick auf uns, ehe er durch die Tür am anderen Ende des Gebäudes verschwand.

Es dämmerte bereits. Ein schwacher Puls aus Licht war alles, was wir bekamen, als hätte der Himmel keine Kraft mehr, als drehte er sich bloß zur Seite, um weiterzuschlafen. Schwarz und schwer ließ er den Schnee durch sich hindurch fallen.

Alle arbeiteten. Hanna hatte Probleme, sie starrte Löcher in die Luft, als würde sie grübeln, aber ich wusste, wie es ihr erging. Schon die Angst, es nicht zu schaffen, machte es ihr unmöglich, sich zu konzentrieren. Ihr nachdenklicher Blick war eine Ablenkung, eine Entschuldigung dafür, dass sie nichts schrieb. Am Pult vor ihr saß Miriam über die Aufgaben gebeugt, den Ellbogen auf die Tischplatte gestützt und die Hand gegen die Wange gefaltet. Sie schrieb. Ich hätte zu ihr gehen können, nur um sie zu riechen, dachte ich, den Geruch ihres warmen, feuchten Wollpullovers aufzunehmen. Die Süße des Atems. Mit Sicherheit geschärft von dem Mundspray, das sie benutzten,

diesem apothekenartigen Geruch aus der Dose, die zu Beginn des Tages von Mädchen zu Mädchen geworfen wurde, *tst* in den Rachen gesprüht; sie schmatzten kurz, zufrieden. *Darf ich auch mal!* Sie waren eine kleine Gemeinschaft, in der alle möglichen Gegenstände zirkulierten, die Runde machten, sie bildeten Allianzen und betrieben Spionage, komplizierte Ränkespiele mit unterschiedlichen Zeichen, die nur Eingeweihte verstanden, und wenn es zu Ausschluss und Verbannung kam, wurde dies mit großer Konsequenz und Kraft betrieben. Plötzlich verstießen sie alte Freunde in tiefste Finsternis, als wären sie eine irre religiöse oder politische Sekte. Aber in einer Sekte hat das Verstoßen natürlich einen Grund: Zweifel, Unsicherheit, unterschiedliche Überzeugungen. Bei ihnen gab es keinen Grund, ihre Grausamkeit war launisch und basierte auf unklaren Begriffen, deren Inhalt sich kontinuierlich veränderte.

Ich stand auf und ging durch die Pultreihen. Sofort zu Hanna zu gehen, hätte sie an den Pranger gestellt, als würde sie immer Hilfe benötigen, als rechnete ich ohnehin damit, dass sie welche brauchte. Sie waren dreizehn Jahre alt, und ich wusste, wie es ihnen ergehen würde. Schon in der dritten, vierten Klasse zeichnet es sich deutlich ab. Aber dann ist es zu spät. Wenn man es sehen kann, ist es zu spät. Und es gab nichts, was ich tun konnte. Hanna, zum Beispiel, ich konnte ihr nicht helfen, obwohl ich erkannte, dass sie bald aufgeben und sich gegen die Schule wenden würde, die sie so quälte, *Oh Mann, das ist alles so langweilig*, um anschließend ein neues Leben zu beginnen, von dem sie den anderen atemlos erzählen würde. Eine Pionierin im Schmutzigen. Sie wissen, wer sie ist, sie erkennen sie, sie ist eine von denen, die mitmachen. Schamlos wird sie von ihnen genommen. Hinten im Auto, auf der Fahrt, sie spürt eine Hand, die am Reißverschluss zerrt, bleibt still sitzen, keine Zärtlichkeit, nichts, die Hand fummelt an ihr herum, sucht. Die Haare unter dem Slip. Finger. Sein betrunkenere Atem. *Sssch*. Sie spürt einen Finger in sich, ist den Tränen nah, weiß nicht, was sie tun soll,

schaut hinaus. Eine Träne auf der Wange? In einem abgeschlossenen Zimmer auf einer Party. Sie wissen, wer sie ist, sie ist eine von denen, die mitmachen. Sie wälzt sich herum, weiß in der Dunkelheit, sie verachten sie, sie stöhnt unter ihnen, wimmert.

Der Tummelplatz der jungen Dummen.

Hanna entdeckte, dass ich sie anstarrte, und senkte den Kopf. Schrieb etwas, strich etwas durch. Dann, endlich, konnte sie mir ein Zeichen geben. Ich lehnte mich über ihre Schulter.

»*Die hier kriege ich nicht hin*«, flüsterte sie und tippte mit dem Finger auf das Blatt.

Ich zeigte ihr, wie es ging.

»Ach ja, so geht das!«, flüsterte sie.

»Schaffst du die nächste?«, sagte ich.

»Vielleicht«, antwortete sie. »Ich denke schon.«

»Es ist das gleiche Prinzip«, sagte ich. »Du löst sie auf die gleiche Art.«

»Ja«, sagte sie.

»Soll ich es dir zeigen?«

»Mhm.«

Ihre Augen hatten etwas Mechanisches, als sie auf die Zahlen starrte, die meine Hand schrieb, als fehlte es ihnen an Empfindsamkeit; der Blick, der aus ihr kam, war bereits voll; nichts von dem, was sie sah, fand dort noch Platz.

»Findest du das schwer?«

Sie schüttelte den Kopf. Im selben Moment kehrte Henning zurück.

Ich richtete mich auf.

»Mach es einfach wie ich«, flüsterte ich und ging zu ihm. Er hielt die öligen Hände ein wenig vom Körper weg, schien sich aber unmittelbar zuvor mit der einen durch das Haar gestrichen zu haben.

»Kannst du mir kurz helfen?«, sagte er. »Ihn nur schnell anschieben.«

Am anderen Ende des großen Raums stand Josephsen und

sah uns an. Als er meinem Blick begegnete, drehte er sich wieder um und zeigte auf eine seiner Schülerinnen. Sie stand mit einem Seufzer auf und ging zur Tafel.

»Es dauert nur zwei Minuten«, sagte Henning.

»Ja, klar«, erwiderte ich und wies die Klasse an, in meiner Abwesenheit weiterzumachen. Sie waren träge und würden ruhig sitzenbleiben, dachte ich; für anderes fehlte ihnen die Kraft. Ein Freitag in Schnee und Dunkelheit: so schwermütig, wie es nur geht. Trotzdem tat es gut hinauszukommen. Erst dadurch bemerkte ich das Summen der Neonröhren, die leisen Stimmen aus den anderen Klassen, trockene Laute von Füßen, die über den filzigen Teppichboden rieben, das Rascheln von Papier, das Husten. All das, was einem überhaupt nicht auffällt, was einen aber dennoch ermüdet.

»Schieb du hinten an«, sagte Henning, öffnete die Tür und streckte den Arm ins Wageninnere. Schnee legte sich in Flocken auf sein Haar. Ich lehnte mich vor und presste die Hände auf die geschwungene Unterseite des Kofferraumdeckels. Unter der warmen Haut war das Metall kalt und hart. Es war ein gutes Gefühl. Henning rief *Und eins und zwei und eins und zwei*, und der Wagen begann, auf den Reifen vor und zurück zu rucken. Das Auto sollte einen sanften Anstieg hinauf, das war schnell erledigt; von dort konnte man es einfach hinunterrollen lassen. Er lief ein paar Meter neben dem Wagen, tat einen Satz hinein und knallte die Tür zu. Das Auto ruckte, als er den Gang einlegte. Ein Husten, noch eins, und der Motor sprang an.

Ich stand da und sah ihm hinterher. Eine unerwartet klare Farbe in diesem dichten Grau und Weiß. Selbst ganz unten, auf Höhe des Geschäfts, war die Kontur des Wagens scharf und abgegrenzt. Henning fuhr in schnellem Tempo wieder aufwärts, um die Kontrolle über den Wagen nicht zu verlieren. Das Motorengeräusch breitete sich aus, wie Kielwasser, schoss es mir durch den Kopf, eine Welle auf jeder Seite, schwächer und schwächer.

Er hielt vor mir und kurbelte das Seitenfenster herunter.

»Ich fahre in die Stadt. Kann ich dir etwas mitbringen?«

»Hmm... *Nein.*«

»Sicher?«

»Mm.«

»Okay!«

Er wandte das Gesicht ab und wollte losfahren, legte die Hand auf den Schaltknüppel.

»Gehst du nicht zu dem Fest?«, fragte ich.

Der Schnee rutschte langsam über die Windschutzscheibe, bis er in die Reichweite der Scheibenwischer kam und weggefegt wurde.

»Ich weiß nicht, ob ich Lust dazu habe«, meinte er und rieb mit dem Handrücken innen die beschlagene Scheibe frei. Dann drehte er sich zu mir um. »Du gehst hin?«

»Ich weiß es nicht genau«, antwortete ich. »Nicht, wenn ich allein gehen muss.«

Er lächelte.

»Da besteht ja wohl keine Gefahr!«

Ich sagte nichts.

»Du kannst ja Linda mitnehmen«, meinte er.

Er dachte, ich würde betteln.

»Kann ich machen«, erwiderte ich. »Ich weiß aber auch noch nicht, ob ich wirklich Lust habe. Mal sehen.«

»Okay«, sagte Henning. »Bis bald!«

Er fuhr den Hügel hinauf, um auf dem Schulhof zu wenden. Auf den ersten Metern drehten die Reifen im feuchten Schnee durch. Ich kehrte in die Klasse zurück, wo die Stimmung jetzt lockerer war, sie wirkten rastlos, waren wieder mehr miteinander beschäftigt: Blicke, Winke, Flüstern.

Ich begegnete Miriams Augen und lächelte sie an.

»Bekommst du das?«, fragte sie und hob das Blatt ein wenig an.

»Nein, wir besprechen die Aufgaben am Montag«, antwortete ich.

»Das sagst du nur, weil du keine Lust hast, sie zu korrigieren«, sagte Kenneth laut. Er lachte.

»Ist die Stunde vorbei?«

Ich sah auf die Uhr.

»Ja«, sagte ich. »Das ist sie.«

Drei der Jungen gingen hinaus. Die anderen blieben sitzen, holten Pausenbrote und Saftflaschen aus den Ranzen, dieses rührende Ritual.

»Warum grinst du so? Henrik!«

»Wegen euch«, sagte ich und stand auf. »Könnt ihr nicht einfach ruhig sitzenbleiben, damit sich keiner über euch beschwert?«

»Was ist denn so lustig an uns?«, fragte Miriam.

»Gehst du heute Abend auf das Fest, Henrik?«, sagte Katarina.

»Du darfst dich nicht so besaufen, wie du es sonst immer tust!«, sagte Kenneth.

»Gehst du?«, sagte Katarina.

Ich merkte, dass ich lächelte, als ich das Lehrerzimmer betrat. Es war verwaist. Die Radspuren von Hennings Auto wurden schon wieder zugeschneit. Ich füllte Wasser in die Glaskanne, gab fünf Löffel Kaffeepulver in den Filter, saß auf der Couch und blätterte in der Lokalzeitung, als die Kaffeemaschine anfang zu klackern, als wäre sie ein kleines Tier, das gerade erwacht war.

Die Tür ging auf. Ich sah auf. Es war Linda. Sie warf einen kurzen Blick in den Spiegel, sah anschließend mich an.

»Du hast Kaffee gekocht«, sagte sie und setzte sich auf die Couchkante. Ich las, war durch ihre Anwesenheit aber zu abgelenkt, um zu verstehen, was da stand. Sie krümmte ihre Finger und musterte die Nägel, ich blätterte um, sie seufzte, ohne dass ich *Was ist los, bist du müde*, hätte bemerken können, denn sie seufzte, als säße sie allein.

»Schön, dass Wochenende ist«, sagte ich.

Sie sah zu mir hinüber und lächelte.

»Ja«, sagte sie.

Jetzt war es unmöglich, einfach weiterzulesen. Ich musste mehr sagen.

Ich streckte mich.

»*Aaahh*«, sagte ich und drehte mich sozusagen zufällig um und warf einen Blick auf den menschenleeren Schulhof.

Es entstand eine Pause.

Sie war wieder in Gedanken versunken. Jetzt waren es meine Hände, die in der Gunst ihres Blickes standen. *Sie* fand die Situation nicht bedrückend, warum sollte ich es dann tun? Warum sollte ich nicht dort sitzen können und mich nicht dafür interessieren, was geschah? Ein bisschen Selbständigkeit, in meinen eigenen Gedanken, ist das zu viel verlangt? In ihnen sollte ich ja wohl der Alleinherrscher sein. Aber nein. Als sie den Blick von meinen Händen abwendete und auf meine Augen richtete, nestelte ich augenblicklich an der Zeitung herum. Wenn sie wollte, konnte sie mein Verhalten deuten, dachte ich, während ich nicht die geringste Ahnung hatte, was sich in ihrem Inneren tat. Nicht die geringste. Denn Linda kannte ich auf zwei Arten, und die eine lag so weit von der anderen entfernt, dass es mir schwerfiel, die beiden zu vereinen, wenn ich sie wie jetzt vor mir sah.

Sie wohnte in der Wohnung über mir, das Haus war hellhörig, ich hörte die beiden tagtäglich über meinem Kopf umhergehen. Linda und ihren Mann Richard. Dump, dump entfernten sich die Schritte. Und dann Stimmen. Worte zu verstehen war unmöglich, nur die Stimmen drangen durch den Fußboden zu mir herab, und anhand ihrer musste ich mir erschließen, welche Stimmung bei den beiden herrschte. Er steht vor dem Kleiderschrank im Schlafzimmer und ruft etwas zu ihr hinüber, die im Wohnzimmer sitzt. Keine Worte, nur diese fragende Stimme. Dennoch fühlte ich deutlich, dass das, was zu mir durchsickerte, mich nichts anging. Wer kann allein in einem Schlafzimmer

liegen und die harten, wütenden Stimmen zweier erwachsener Menschen hören, ohne sich daran zu erinnern, wie es war, ein Kind zu sein, regungslos in seinem Bett zu liegen und auf Nuancen zu horchen, vielleicht einen Namen aufzuschnappen, den eigenen, was Papa wirklich von einem hält. Oder Mama. Was, wenn *sie* dich auch nicht mag? Die Gewissheit, dass deine Eltern eine Welt für sich haben, in die du niemals aufgenommen werden kannst. Ganz still liegen und Gott bitten, dass sie nett zueinander sind. Oder nur das Kissen aufs Ohr pressen, um sie auszusperren, diese Stimmen, denn wenn du sie nicht hörst, existieren sie auch nicht.

Dump dump auf dem Fußboden. Ich malte mir aus, dass Linda sich in den Türrahmen stellte und ihn betrachtete, der über die Kommode gebeugt stand; irgendetwas konnte er nicht finden. Oder ging es um etwas, das er gefunden hatte? Einen Beweis für den Verdacht, der schon so lange in seinem Kopf wütete. Vielleicht endete es damit, dass sie miteinander schliefen, direkt über meinem Kopf, erst wälzten sie sich etwas herum, und dann ging es richtig los, ich stellte mir vor, dass sein Gesicht sich an ihren offenen Schoß schmiegte, sie windet sich und stöhnt, wenn er sie leckt, es geschieht drei Meter über mir, ich höre alles, höre, dass sie sich windet, höre, dass er auf einem Bein herumphüpft, um die Hose auszuziehen, Linda lacht, und dann geschieht etwas, denn dann beginnt sie zu schreien und zu schreien, als würde er sie misshandeln, ich höre jede Nuance in ihren Stimmen, jedes einzelne Stöhnen registriere ich, es ist Richard, der sie vollpumpt, sie schreit, *Was treiben die beiden da*.

Diese Person, die in den Nächten unter diesem stillen Mann lag und sich wand, die vor Freude stöhnte und aus Genuss schrie, konnte ich einfach nicht mit der Frau in Einklang bringen, die ich jeden Tag in der Schule sah, sie, die leise zwischen ihren konzentrierten Erstklässlern umherging, die sich über sie beugte, um ihnen einen anderen Weg vorzuschlagen, etwas Bestimmtes zu tun; freundliche Ratschläge, die sie veranlassten, die Zunge

im Mundwinkel herauszustrecken und sich noch mehr anzustrengen, um ihrer geliebten Lehrerin zu gefallen. Manchmal stand ich da und betrachtete sie, wenn sie dort mit zerzausten Haaren, bleicher Winterhaut und geröteten Wangen saßen. In diesen ersten Stunden waren sie so friedlich und still. Einer von ihnen legte das Kinn in die Hände und war mit seinen Gedanken weit weg. Vorsichtig standen sie auf, wenn die freie Stunde in der Tagesmitte begann und Linda ihnen vorlesen wollte, ich beobachtete sie dann oft, die Kinder, es war fast ein bisschen unheimlich, wenn sie nacheinander ihre Plätze verließen und zu ihr gingen, sich um ihre Füße scharten und mit großen Augen vor ihr saßen, während sie las, abwesend, als lauschten sie in Wahrheit etwas in ihnen selbst.

In ihnen selbst? Und was sollte das sein?

Es muss von Anfang an in ihnen gewesen sein. Etwas, das nach und nach verschwindet, denn eine solche Trance existiert bei Erwachsenen nicht, dieses absolute aus sich selbst Herausfallen, wenn man zuhört. Etwas lockt sie, und sie lassen sich locken. Jeder von ihnen verschwindet für sich selbst.

Ja, das ist unheimlich.

Lange grübelte ich darüber nach, was daran so unheimlich war, Kinder, denen vorgelesen wird, ich verstand mein Gefühl nicht, und Henning, dem ich davon erzählte, sah mich bloß verständnislos an, *Unheimlich? Die meisten würden wohl eher sagen, dass es heimelig ist, wenn Kindern vorgelesen wird.* Es gelang mir nicht, ihm zu erklären, was ich meinte. Nicht weiter verwunderlich, denn solche Empfindungen existieren außerhalb der Gedanken, und selbst wenn ein Wort es treffen würde, ist nicht sicher, dass andere die gleiche Bedeutung in es hineinlegen wie man selbst. Und Genauigkeit ist essentiell, wenn man über etwas so Ungenaues wie eine Empfindung spricht. So, nicht so, sondern so. *Unheimlich?*, sagte Henning, und niemals werde ich erfahren, was er damit meinte. *Unheimlich?*, dachte ich, wieso unheimlich, was bedeutete das?

Dass sie wehrlos waren, vielleicht, *ja* – denn es ist das Privileg des Kindes, dass man sich um es kümmert. Nur Kinder können umgeben von anderen schlafen, ohne dass irgendjemand es unangenehm findet. Aber wenn *wir* das tun, in einem Park auf der Bank einschlafen, auf der Couch des Nachbarn, im Friseurstuhl, im Bus oder auf einem Bürgersteig in der Stadt, wird man uns missbilligend anstarren, denn ein solch offensichtlicher Schlaf hat etwas Groteskes, etwas Entwürdigendes: Du berufst dich damit auf eine Unschuld, die du nicht mehr hast, *Als hättest du nichts zu verbergen*. Oder ist es vielleicht die Bloßstellung, deren Anblick wir nicht ertragen, das Wehrlose, dass du nicht mehr die Kraft hast, der Welt zu begegnen, du hast aufgegeben, du sitzt mitten im Menschengewimmel des Einkaufszentrums und schläfst, schamlos. Alle sehen es. Schlafen kannst du zusammen mit den Menschen, die dir am nächsten stehen, mit jemandem, der dich und deine Geheimnisse ohnehin kennt. Und die totale Trance, ist sie nicht wie der Schlaf, ist es nicht sie, vor der dieses seltsame, grausame Märchen warnt? Der Rattenfänger von Hameln, der die Kinder verzaubert und sie dazu verlockt, mit ihm zu kommen, sie haben keinen eigenen Willen mehr, keine Kraft, sie folgen ihm einfach, aus der Welt heraus und in den Berg hinein, der sich hinter ihnen schließt. Was mag in dieser Stadt passiert sein, welche Katastrophe war so schrecklich, dass die Erinnerung daran noch existiert, jetzt auch in mir, wovon ist er eine Warnung, dieser orpheusgleiche Flötenspieler, der die Kinder in den Tod führt? Welcher Macht gaben sie sich hin?

Es ist der Tod, dem sie sich hingeben, aber das wissen sie nicht. Und das ist unheimlich, weil es passiert. Es ist immer einer unter uns, der stirbt. In meiner Klasse war es Kurt. Ich erinnere mich noch gut, wir gingen in die zweite Klasse, als er verschwand. Ein Suchtrupp im Wald am ersten Abend, sie fanden nichts, es war im März, er war ja wohl hoffentlich nicht aufs *Eis* hinausgegangen? Am nächsten Tag spielten wir Fußball auf der Wiese, an

einem Sonntag mit klarem und blauem Himmel, der Boden war mit Raureif überzogen, und unter denen, die älter waren als wir, herrschte eine aufgekratzte Stimmung, verschiedene Theorien kursierten, eine wüster als die andere. Gemeinsam mit Erling ging ich am Nachmittag, als der Himmel sich verdunkelte und das Laub auf der Erde unter unseren Füßen knirschte, in den Wald. An manchen Stellen lag noch Schnee. Jetzt, da die Sonne nicht mehr wärmte, fror ich an den Händen. Kalt und still ging ich neben Erling, ohne wirklich zu wissen, wonach wir suchten.

Wir hörten ihre Stimmen lange, bevor wir sie sahen. Versteckt zwischen ein paar Bäumen sahen wir ein Auto mit Anhänger, das direkt am See parkte, eine Gruppe von Männern, die am Ufer stand, mehrere Seile, die vom Land aus über das grünliche Eis liefen. Irgendetwas ging dort vor. Unablässig schauten sie nach vorn. Leise Stimmen, glühende Zigaretten, die ab und zu hart auf die Erde geworfen und ausgetreten wurden. Ein Ruf. In der Wuhne wird etwas sichtbar.

»Schau«, sagte Erling.

Ein Kopf ohne Gesicht taucht aus dem Wasser auf.

»Das ist ein Froschmann«, sagte ich.

»Weiß ich«, erwiderte Erling. »Schau mal.«

Der Taucher legte eine Lampe auf das Eis, krabbelte hoch und drehte sich um. Auf allen vieren hievte er etwas anderes aus dem Wasser. Etwas Schweres.

»Ist das Kurt?«, sagte Erling.

Das Bündel wurde auf das Eis gezogen, der Taucher löste das Seil und führte es unter den Armen des Körpers hindurch, und wir sahen Kurt langsam über das Eis rutschen, als einer der Männer an Land an dem Seil zog. Der Kopf, der willenlos über die Unebenheiten hüpfte und holperte. Dann kam ein weiterer Taucher aus dem Wasser. Die beiden legten sich auf den Bauch und robbten umständlich an Land. Sie glichen zwei Echsen. Ich hatte Angst, aber wir blieben stehen. Zwei schwarze Echsen, die über das Eis krochen. Die Männer, die an Land warteten.

Als wüssten sie nicht recht, was sie tun sollten. Einer von ihnen kniete vor Kurt, richtete sich wieder auf und ließ Kurt liegen wie einen Fisch im Schnee. Die ganze Zeit lag er dort, während die Froschmänner sich neben ihm von ihren Bleigewichten befreiten und die Schwimmflossen abstreiften. Die Masken waren in die Stirn geschoben, als hätten sie zwei Sätze Augen: ein Augenpaar starrte in den dämmrigen Himmel hinauf, die beiden anderen konzentrierten sich auf das, was vor ihnen geschah – das ganze Hantieren an Gummi und Metall, diese Strahlen der Taschenlampen, die überallhin irrten, mit Ausnahme der Stelle, an der Kurt lag, denn das Schlimmste, was passieren konnte, war passiert, der Körper, der nun langsam am Harsch festfro, war ohne Leben, er war tot, und es gelang uns nicht wirklich, uns vorzustellen, wie das sein mochte, als der Lehrer uns am nächsten Tag in der Klasse erzählte, was passiert war. *IST er nicht mehr? Meinst du, dass es ihn nicht mehr GIBT? Aber wir haben ihn doch GESEHEN?*

Die größte Trauer, ein Kind zu verlieren, der grausamste Zeitpunkt zum Sterben, in der Kindheit, über das Eis laufend, irgendetwas hat dich alles vergessen lassen, du läufst einfach, siehst den Wald schwarz am anderen Ufer, es ist Abend, der Matsch spritzt um deine Füße, du schluchzt vor Wut und Verzweiflung. Atemlos läufst du weiter und weiter hinaus, das hast du dir nämlich überlegt, einfach zu laufen, denn am Ende wirst du verschwinden, früher oder später gibt das Eis unter deinen Füßen nach und du ertrinkst, der arme, arme Kleine, ganz allein mit dir selbst sinkst du durch das schwarze, kalte Wasser, *was hast du nur getan?*

Aber Linda dachte nicht so. Kinder hatten für sie nichts Unheimliches, das wusste ich, sie wünschte sich selbst eins, sprach oft darüber, scherzhaft, *Du hast doch gute Gene, Henrik, kannst du nicht mal vorbeischaun, wenn Richard abends unterwegs ist?*, sagte sie etwa, und wir lachten, aber ich wusste, dass sie wusste,

dass ich sie hörte. Es war eine Herausforderung. Eine Art Spiel. Manchmal lud sie mich zu sich ein, wenn sie zum Beispiel am Abend gebacken hatte und Richard nicht da war, dann klopfte sie an und fragte, ob ich ihr Gesellschaft leisten wolle. Sicher. Auf ihrer Couch sitzen, während sie in Jogginghose mit einem Teller dampfender Rosinenbrötchen aus der Küche hereintapste, den sie vor mir auf den Tisch stellte, *Iss nur, Henrik*, und ich nehme mir eins, aus Höflichkeit, eigentlich mag ich es nicht zu essen, wenn andere mir dabei zusehen, aber für sie kann ich eine Ausnahme machen, denke ich und schlinge es hinunter, so schnell es nur geht. Vielleicht spricht sie an diesen Abenden über sich selbst, weil sie mich so harmlos findet, über Dinge, bei denen ich bezweifle, dass Linda sie anderen anvertraut. Auch sie ist als Aushilfslehrerin aus dem Süden gekommen, darüber reden wir, sie erzählt mir von früheren Beziehungen, vor allem, weil sie sich über diese ganz zufällig dem nähern kann, was sie auf dem Herzen hat: Richard. Er ist krankhaft eifersüchtig und misstrauisch. Sie muss über jede ihrer Bewegungen Rechenschaft ablegen; wenn er aus beruflichen Gründen in einer anderen Stadt ist, ruft er zu Hause an und verlangt, genau zu erfahren, wo sie gewesen ist und mit wem sie geredet hat. Ab und zu prüft er es nach, fährt im Ort herum und spricht mit den Leuten über seine Frau, leichthin, dennoch außerstande, das Misstrauen hinter den unschuldigen Fragen zu verbergen. Er ist völlig verrückt und versucht mit enormer Energie, sie zu kontrollieren. Jeder Schritt, den sie macht, jeder Gedanke, jedes Wort, das sie ausspricht, kann eine andere, verborgene Bedeutung haben; davon ist er überzeugt, und danach richtet er sein Leben aus.

Eines Abends rief er auf dem Weg zum Flughafen aus dem Auto an. Sie kehrte mir den Rücken zu und sprach mit leiser Stimme, aber ich begriff trotzdem, worum es ging. Sie erwähnte meinen Namen, dass ich bei ihr sei, und ja, sie habe mich eingeladen, *Aber mein Gott, Richard*, sagte sie. Als sie auflegte,

wandte sie sich um und verdrehte die Augen. Richard war wieder auf dem Weg nach Hause. Ein wenig verlegen saßen wir da und warteten auf ihn. Das Motorengeräusch, das Knallen der Autotür, die Schritte im Schnee, die Haustür.

»Du hättest sagen sollen, dass du vorbeikommst, Henrik!«, meinte er und umarmte Linda flüchtig. »Haben wir nicht irgendwo noch eine Flasche Wein?«, rief er aus der Küche, sie sah mich resigniert an, als wir das Ploppen hörten, das Klirren der Gläser, die er zu uns hereintrug, als wäre es völlig normal, dass er auf dem Weg zum Flughafen abrupt kehrtmachte, die Besprechung fallen ließ, an der er am nächsten Tag teilnehmen sollte, und stattdessen in rasendem Tempo hierher fuhr, um mit seiner Frau und seinem guten Freund Henrik, dem Lehrer, ein Glas Wein zu trinken.

»Ich weiß nicht, was ich tun soll, Henrik«, sagte sie häufig, wenn wir an diesen Abenden allein waren. »Ich kann ihn nicht einfach verlassen, nicht *hier!* Ich lebe doch gern hier, ich kann mir nicht vorstellen, fortzugehen, aber wenn ich ihn verlasse, kann ich *hier* unmöglich bleiben, so viel ist sicher.«

Das war derselbe Mensch, der nun sanft und freundlich vor mir saß, eine Frau, die nur Gutes wollte, dachte ich, und mit ihrem guten Willen sehr weit ging. Wie ließ es sich sonst erklären, dass sie sich sogar diesem Mann hingab? Denn das war es doch, was ich hörte; sie gab die Kontrolle über sich auf und lag dort offen für ihn, Richard, diesen schweigsamen, eifersüchtigen Mann.

Jetzt strich sie mit zwei Fingern über die Tischkante, immer wieder die gleiche Strecke.

»Ist Henning in die Stadt gefahren?«

Ich blickte überrascht auf, nickte und legte gleichzeitig die Zeitung fort.

»Hat er da eine Frau gefunden?«, fragte sie.

Sie sah mich an.

»*Er*, nein? Nein«, sagte ich.

Sie lachte und stand auf.

»Soll ich dir eine Tasse mitbringen?«

»Danke, das wäre nett«, antwortete ich.

Sie ging zum Schrank, streckte sich und holte zwei Tassen heraus, die sie auf der Arbeitsfläche abstellte. Wusste sie, dass meine Augen ihr folgten? Spürte sie diese hastigen Blicke? Leichte Berührungen wie von Licht, ein Kitzeln, das in ihr aufsteigt, die Beine und Oberschenkel hinauf, die Hüften, die Brüste. Die Lippen...

Sie sah mich lächelnd an.

»Ohne alles?«, sagte sie und hatte bereits eingegossen, kam mit den Tassen, die sie vorsichtig in den Händen balancierte, auf mich zu.

Doch, das musste sie merken. Aber es war nicht gesagt, dass sie wusste, wie eindeutig das war, exakt, *wie* gierig unsere Blicke waren. Für sie waren es vielleicht nur Blicke. Aber Henning, der nach einem halben Jahr hier oben kurz vor dem Platzen war, stand manchmal abrupt auf, wenn sie nebeneinander gesessen und sie ihn ungewollt mit ihrer Hüfte angestoßen oder die Hand auf seinen Arm gelegt hatte, wie sie es oft tat, wenn sie sich mit anderen unterhielt, Berührungen, die mehr waren, als er aushielt, er stand auf, ging auf die Toilette im Flur und glaubte nicht, dass irgendwer begriff, was die intensive Stille dort zu bedeuten hatte, das ablenkende Abziehen, sein betont forschender Ton, wenn er wieder herauskam. Ich sollte es ihm natürlich sagen. Sollte ihm erzählen, wie diese Minuten von außen wirken, in denen man mit verschiedenen Dingen beschäftigt ist und einander möglichst nicht in die Augen sieht. Es sei denn, Enoksen beschließt, die Situation zu retten. Als Schulrektor fühlt er sich vielleicht besonders verantwortlich, was weiß ich, jedenfalls füllt er die Pausen im Lehrerzimmer wenn nötig mit Themen. Enoksen übernimmt freudig die Verantwortung, er schaltet sich gern ein, er ist der Typ, der in die Hände klatscht und sie sich reibt, sobald er einen Raum betritt, *Jetzt wird ge-*

redet! Aber nicht, ohne einen Blick für seine Leute zu haben. Mir begegnet er mit der Einsicht, dass ich intelligenter bin als er, eine Bedrohung, die ihn Vorsichtsmaßnahmen ergreifen lässt: Auffallend oft schneidet er in unseren Gesprächen Themen an, die er besser beherrscht als ich, und wenn das nicht funktioniert, zieht er einen Vorteil aus der Autorität, die ihm seine Position verleiht, indem er mich, stets herablassend, stets nachsichtig korrigiert. *Deine Klasse verliert den Respekt vor den anderen Lehrern.* Wenn ich mich verschlafe, fährt er mit dem Auto vor und klopft an meine Tür und gibt nicht auf, bis ich ihm öffne. Ab ins Auto, er fährt schnell, ich bin ein Schuljunge mit dem Ranzen auf dem Schoß. Außerdem bin ich der Einzige, der so behandelt wird. Enoksen hatte schnell begriffen, wer ich war, er wusste, was erforderlich war, um mich dahin zu bringen, wo er mich haben wollte. So etwas merkt man. Manchmal kam er in meine Klasse und stellte sich wie zufällig ganz hinten in den Raum, während ich unterrichtete. Vorgebeugt stand er dort und kaute auf seiner Unterlippe, wodurch sein Bart auf und ab wippte, still, ernst – und nie sagte er nach diesen Stunden etwas zu mir, keine Kritik, kein Lob, das war nicht nötig, er war da, das reichte. Und was hätte mir seine Kritik oder sein Lob auch bringen sollen?

Ein einziges Mal verlor ich die Fassung, nicht, weil ich nicht verstand, was passierte, und nicht wusste, wie ich mich verhalten sollte, nein, ich verstand, was passierte, und warum, ich verstand ihn und meine eigene ausbleibende Reaktion und immense Feigheit, trotzdem konnte ich nichts tun, gelang es mir nicht, mich ihm zu widersetzen.

Am Vortag war ich nicht in der Schule gewesen. Ich hatte den ersten Bus aus der Stadt verpasst und war daraufhin noch einen Tag dort geblieben; mir war klar, dass er mich darauf ansprechen wollte, deshalb hatte er mich in sein Büro gebeten, als ob ich nicht *wüsste*, dass dies nicht gut von mir war, als wäre mir

nicht bewusst, dass er, der Rektor, gegen diese Abwesenheit etwas einzuwenden haben könnte.

Jetzt würde er mich darüber aufklären.

Ich klopfte an und trat ein. Er saß da und tat so, als läse er irgendwelche Papiere, *Wie kommen sie nur auf diese Dinge*, er blickte nicht auf, ließ mich lange vor seinem Schreibtisch stehen.

Dann legte er die Blätter auf den Schreibtisch, rückte den Stuhl ein wenig nach hinten und sah mich an.

»Du warst gestern nicht bei der Arbeit, Henrik?«, sagte er.

»Stimmt«, antwortete ich.

Sein Blick blieb auf mich gerichtet.

»Ich war in der Stadt und habe den Bus verpasst. Tut mir leid.«

Links von ihm stand eine Schublade des Aktenschrankes offen. Ich dachte, dass sie einem vorgeschobenen Unterkiefer ähnelte. Vor dem Fenster war, mit dem Rücken zu uns, Josephsen positioniert und behielt ein paar Kinder im Auge, die in der Dunkelheit spielten. Plötzlich rief er einen Namen. Seine Stimme war überraschend nah, und Enoksen zuckte zusammen. Unwillkürlich drehte er den Kopf und sah hinaus. Als er sich einen Augenblick später erneut mir zuwandte, geschah es langsam, als versuchte er, die vorherige Bewegung aufzuheben. Als wäre Würde für ihn vor allem eine Frage der Geschwindigkeit.

Er senkte den Kopf ein wenig und rückte die Mappe vor ihm gerade.

»Wir sind hier nur zehn Lehrer. Wenn du nicht kommst, muss ein anderer für dich einspringen.«

»Ja«, sagte ich und sah nach unten.

Vielleicht sprach er deshalb weiter:

»Ich finde nicht, dass das ein guter Grund ist, nicht zur Arbeit zu erscheinen. Wenn du es nicht schaffst, rechtzeitig den Bus zu nehmen, darfst du eben nicht in die Stadt fahren.«

Das Unglaubliche an seinen Worten brachte eine lange unterdrückte Wut in mir zum Überkochen, *brüllend*, denke ich heute, alles in mir sammelte sich zu dieser einen, ohrenbetäubenden

Wut. Aber meine Hände blieben ruhig, die Füße standen auf dem Boden wie zuvor, das Gesicht zeigte keine Regung, mein Blick war leer. Ich steckte ein. Denn es war so: Der Ton, den er mir gegenüber anschluss, wirkte beschwörend, machte jeglichen Zorn vollkommen zunichte. Wut sollte hart und zielgerichtet sein, mit dem Rest des Körpers und den Gedanken kommunizieren, dann hat sie die gewünschte Wirkung: zu zerstören. Aber meine Wut war *sanft*, sie hatte nicht die Kraft, etwas zu bewirken. Meine Wut hatte vor langer Zeit einen Pakt mit den Tränen und der zitternden Stimme geschlossen. Meine Wut drang deshalb nie nach außen. Ihre einzige Möglichkeit, in die Welt zu treten, bestand in ihrer Allianz mit den Tränen und der zitternden Stimme, nur so konnte meine Wut sich äußern und für andere sichtbar werden. Deshalb schrie ich meine Wut über das Unerhörte in seinen Worten nicht heraus, nein, mir traten Tränen in die Augen, und mit einer sanften, leicht belegten Stimme sagte ich:

»Was? Was haben Sie gesagt?«

Er betrachtete mich prüfend, presste die Fingerkuppen gegeneinander, während die Handflächen auf seinem Bauch ruhten. Als dächte er, ich wäre völlig unreflektiert und als wüsste er nicht, dass dies die Pose ist, die Autorität und Stärke, Kontrolle und Effektivität in sämtlichen Filmen signalisiert, in denen solche Männer auftauchen, und das allein hätte ausreichen müssen, um mich Kraft schöpfen zu lassen und ihn in seine Schranken zu weisen. Jemand, dessen Körpersprache *so* billig war, sollte sich anhören müssen, wie erbärmlich er ist, jemand sollte ihn auf seine Kleinkariertheit und Dummheit hinweisen, es sollte leicht sein, seinen schwachen Punkt zu finden, eine Wunde, in die man den Finger legen konnte, nur um ihm zu zeigen: *Ich kenne deine Schwäche*, jedoch nicht, um dieses Wissen zu nutzen. Es reicht, dass er weiß, du weißt.

»Ich habe nur gesagt, dass du lieber nicht nach Tromsø fahren solltest, wenn du es nicht schaffst, pünktlich zur Arbeit zu

kommen. Es war Einar ...«, bei diesen Worten drehte er sich um und nickte zu Josephsen hin, der immer noch draußen stand, »es war Einar, der deine Klasse übernehmen musste, und ich glaube nicht, dass ihm das gefallen hat. Glaubst du das?«

Ich antwortete nicht.

»Hm?«, sagte er auf diese gespielt sanfte Art, die sie benutzen, um ihr eigenes Auftreten zu rechtfertigen. *Ich bin doch freundlich zu ihm gewesen, es gab überhaupt keinen Grund, so wütend zu werden.* Ich kannte den Tonfall, und selbst jetzt, im Alter von sechsundzwanzig Jahren, lähmt er mich, als hätte er eine hypnotische Qualität und würde mich in die Vergangenheit zurückwerfen: Ich bin zehn Jahre alt und weine vor Wut, ohnmächtig, aber bald wird diese Wut mich überwältigen und zum Berserker machen, eine so große Wut, dass selbst die anderen, älteren Kinder Angst vor mir bekommen. Ich gehe einem von ihnen an die Gurgel und reiße ihn zu Boden, knalle seinen Kopf auf den Asphalt, alles geschieht so schnell, dass er nicht dazu kommt, sich zu verteidigen, ich schlage mit der Faust in sein Gesicht, spüre den Nasenknorpel unter den Fingerknöcheln, er blutet, ich schlage ihm die Lippen vor den Zähnen blutig, dabei weinend und brüllend, sein Gesicht ist weich und feucht, er versucht, sich zu schützen, ich schlage und schlage und höre nicht auf, bis zwei erwachsene Arme mich packen und hochreißen.

»Glaubst du das?«, sagte Enoksen, und ich schaffte es nur, verneinend den Kopf zu schütteln. Ich stand dort wie hypnotisiert, von den Nuancen seiner Stimme in Schach gehalten. Wutentbrannt und den Tränen nahe ging ich, zutiefst gedemütigt schloss ich die Tür hinter mir und überlegte, wie ich mich rächen könnte.

Aber was war mit ihm? Was dachte er, nachdem ich gegangen war? Fand *er* die Situation unerträglich? Fand er es unerträglich peinlich, mich zu mustern, als ich vor ihm stand, schämte er sich dafür, wie er mit der Situation umgegangen war, trieb ihn das in schlaflose Nächte und regte sich in ihm daraufhin das Bedürfnis,

Buße zu tun, niederzuknien und um Vergebung zu bitten, weil er mich *nicht* respektvoll behandelt hatte, weil er mich *nicht* als einen Ebenbürtigen betrachtet hatte, sondern im Gegenteil zu mir gesprochen hatte, als wäre ich weniger intelligent und nicht intelligenter als er, und somit wie zu einem Kind, einem Schuljungen auf dem Teppichboden des Rektors?

Das tat er ganz sicher nicht.

Aber vielleicht fragte er sich in den Minuten, nachdem ich das Büro verlassen hatte, *warum* er so gehandelt hatte, *warum* es ihm so wichtig gewesen war, mir überlegen zu scheinen, wie ein Mensch mit Macht, eine wichtigere Person?

Das tat er sicher auch nicht.

Das waren meine Fragen an ihn, an sich selbst hatte er keine, dachte ich, es sei denn, er wurde nachts abrupt von dem einen fürchterlichen und quälenden Gedanken geweckt: *Was habe ich nur aus meinem Leben gemacht?*

Bevor ich meine reichlich vagen Rachepläne konkretisieren konnte, kam er mir allerdings entgegen. Es geschah beim letzten Treffen der Lehrer vor den Weihnachtsferien. Wir saßen über diese idiotischen kleinen Teller mit einem Stück Kuchen für jeden gebeugt, wie man es vor Weihnachten in den Lehrerzimmern des ganzen Landes zu tun pflegt, als er aufstand und eine Rede hielt, in der er mir ausdrücklich dankte und so das Gespräch, das wir in seinem Büro geführt hatten, wie eine Lappalie erscheinen ließ, *Das* war der *wahre* Rektor und *so* war unser Verhältnis, *ich* war hier kleinlich und schäbig, während er sich nun als der großmütige Mensch zeigte, der er eigentlich war und schon immer gewesen war.

Dann reiste ich ab. Zwei Wochen in Südnorwegen, und mein ganzes Dasein erschien mir anders. Ich begriff, dass ich mich von Nebensächlichkeiten hatte leiten lassen, dass Kleinigkeiten unverhältnismäßig großen Raum in meinem Leben einnahmen. Als hätten sich da oben unmerklich die Proportionen verscho-

ben; plötzlich war ich in etwas hineinmanövriert worden, das ich selbst nicht sah. Es übernahm vollständig die Kontrolle, prägte und veranlasste mich, Dinge zu tun, die mir sonst im Traum nicht eingefallen wären. Mir fehlte die Perspektive. Wie die Leute auf der deutschen Autobahn, die jeden Sinn für die Geschwindigkeit verloren: Nachdem sie etliche Kilometer in einem rasenden Tempo zurückgelegt haben, blinken sie, bremsen und fahren zu einer Tankstelle ab, wo die Frau auf dem Beifahrersitz die Tür öffnet und in der Gewissheit aussteigt, dass der Wagen praktisch schon steht. Aber nein, der Boden, auf den sie den Fuß setzt, wird unter ihr weggezogen, als wäre er ein Teppich, und sie stürzt, vielleicht wird sie schwer verletzt, vielleicht schlägt sie sogar mit dem Kopf auf den Beton und kommt ums Leben, denn das passiert. Man sitzt womöglich in der Raststätte, vor Schlafmangel zitternd trinkt man ein paar Tassen Kaffee und raucht Zigaretten, um für die Weiterfahrt wach genug zu sein. Rein zufällig blickt man auf und schaut hinaus: Ein Auto rast an den Tanksäulen vorbei, die Tür öffnet sich, und eine Frau wirft sich hinaus, *iiiiih*, rollt davon, es sieht wirklich schrecklich aus, sie bleibt liegen, du grinst. Denn was ist das für ein Phänomen?

»Hier«, sagte Linda und reichte mir eine Tasse.

»Danke«, sagte ich und blies auf die Oberfläche. Als ich an dem Kaffee nippte, bekam ich Lust auf eine Zigarette. Er war viel zu stark.

»Er ist ein bisschen stark geworden«, sagte ich, als ich die Tasse abstellte.

»Das macht nichts«, erwiderte sie.

Aus den Augenwinkeln beobachtete ich sie, während sie trank, hielt Ausschau nach einer Grimasse, die sie nicht schnitt. Was wäre gewesen, dachte ich, wenn ich sie plötzlich umarmt und geküsst hätte an einem dieser Abende, hätte sie mich dann von sich gestoßen und gesagt, *Nein, Henrik, lass das*, auf diese ruhige Art, die eine Niederlage nur noch schlimmer macht,

könnte sie nicht wenigstens wütend werden, dachte ich gereizt, das wäre wenigstens ein Gefühl, dann wäre Bewegung in ihr, dann gäbe es Hoffnung.

Hoffnung?

Hoffnung auf was?

Ich wollte sie doch gar nicht haben. Sie war acht Jahre älter als ich, reif, sicher, aber keineswegs brillant, wollte ich mit ihr zusammen sein, nein, das wäre ganz furchtbar, ich sehe vor mir, wie sie sich neben mich legt und meinen Namen flüstert, eine Frau, die sich kleiner macht als ich, um meine Liebe zu bekommen, das ist unwürdig, *Mein geliebter Henrik*. Eine Zärtlichkeit, die ich abschütteln muss. Aber warum dann dieser Wunsch, ein einziges Mal brutal mit ihr zu schlafen, wie eine Bestrafung?

Ich sah sie wieder an. Sie holte eine Illustrierte aus ihrer Tasche und drehte ein wenig den Kopf, als sie sich auf der Couch zurücklehnte. Wie eine Katze, dachte ich; die Krallen im Nacken, genau dort, wo die Pfote nicht hinreicht. Die Ärmel ihres Pullovers waren bis kurz unter die Ellbogen hochgeschlagen, als wollten sie effektiv wirken, aber die Handgelenke waren ja so dünn; ich hätte sie brechen können, wenn ich es gewollt hätte.

Ich hustete, um ein plötzliches Lächeln zu überspielen. Zwei Tage zuvor hatte ich einen Brief an Richard geschrieben, abends im Arbeitszimmer in der Schule gegessen und einen Entwurf nach dem anderen verworfen. *Weißt du, wen Linda wirklich liebt?*, hatte ich geschrieben. *Weißt du, wo sie letzten Samstag-nachmittag wirklich war?* *Weißt du eigentlich, was da vorgeht, Richard?*, hatte ich geschrieben, war lange mit dem Brief in den Händen sitzengeblieben und hatte überlegt, ob ich ihn wirklich abschicken sollte, doch, ich hatte mich in der vorherigen Nacht entschlossen, wach gelegen und in Gedanken lange Briefe formuliert. Aus irgendeinem Grund hatte ich Lust, ihn an seiner schwächsten Stelle zu treffen, seine kranke Liebe zu Linda noch zu steigern, damit sie ihm alle Macht nahm, ich wollte ihn noch etwas weiter treiben, hatte ich mir überlegt, das Ganze für ihn

unmöglich machen. Solche Fantasien, die wachsen, wenn man wach liegt und nicht schlafen kann, diese langen und verschnörkelten Wege in die dunkle labyrinthische Landschaft, die man am nächsten Tag nicht mehr wiedererkennt, weil dann andere Gesetze gelten und das, worüber man so intensiv nachgegrübelt hat, nicht mehr zählt. Die Prämissen sind verschwunden. Man steht auf, und vielleicht streift es einen, während man das Waschbecken mit heißem Wasser füllt und sein beschlagenes Spiegelbild anstarrt: *Habe ich das wirklich gedacht?*

So auch dieses Mal. Aber als ich die Tür öffnete und hinausging, entdeckte ich Richard, er stand vor seinem Auto und faltete die kleine Plane zusammen, mit der er immer die Windschutzscheibe abdeckte. Ich blieb stehen und beobachtete ihn. Die Peinlichkeit seines ganzen Wesens zu sehen, stürzte einen fast in Verzweiflung, die kleinen, exakten Handbewegungen, diese vorgeblich abgeklärte Kontrolle, die keinen einzigen Fleck auf der Tischdecke duldet, sofort und mit großen Gesten und nachsichtiger Miene wird sie abgenommen, *Kann in diesem Haus denn gar nichts ordentlich gemacht werden*, und wie ein Opfer, wortlos, weggetragen. Allem, was aus dem rigiden Muster dafür herausfällt, wie die Dinge getan werden *müssen*, wird auf die gleiche Art begegnet: entweder in Gestalt von tausend Vorwürfen oder, wenn die Grenze erreicht ist, als eine Orkanbö aus Wut – sie reißt alles um, was ihr im Weg steht.

Beim bloßen Anblick seiner pedantischen Bewegungen wurde mir schlecht, ich brauchte Bewegung, wie ein Ertrinkender Luft brauchte, und eilte im Laufschrift die Straße hinab.

Richard hatte sich ins Auto gesetzt und hupte mir zu, ich grüßte andeutungsweise mit der Hand, als hätten wir zwei irgendetwas gemeinsam. Eine Vereinnahmung, die ich auch vorher schon bemerkt hatte, wenn ich ihm an den Briefkästen, im Geschäft oder vor ihrer Tür begegnet war. Seine Freundlichkeit mir gegenüber. *Komm doch mal rauf, wenn dir was fehlt, kannst du es dir immer von uns leihen, Henrik, ich habe ein*

paar Flaschen Bier im Kühlschrank, komm vorbei, dann gucken wir zusammen Fußball – und ich lächelte und nickte und war genauso freundlich, denn ich fand keinen Grund, ihn anders zu behandeln. Wäre ich unfreundlich und kurz angebunden gewesen, hätte ich jegliches freundschaftliche Auftreten abgebrochen und nie auch nur ein Wort mehr als absolut notwendig mit ihm gewechselt, hätte er gedacht, dass mit mir etwas nicht stimmte, und nicht, wie es eigentlich war, mit ihm. Aber wenn er etwas getan hatte und wusste, dass es mir bekannt war, etwas, das mir in seinen Augen einen Grund geben konnte, verärgert und abweisend zu sein, dann würde es funktionieren, dann würde er nicht denken, dass ich eigensinnig war.

So ist das in den zwischenmenschlichen Beziehungen: Sowohl das Recht zurückzuweisen, als auch das Recht zu verurteilen muss man sich verdienen.

Als ich an dem Tag ins Lehrerzimmer kam, hatte ich mich deshalb entschieden. Und der Gedanke gefiel mir. In meiner Souterrainwohnung zu liegen und zu hören, wie das Misstrauen wuchs, die Eifersucht pochen zu hören, ohne etwas mit ihnen zu tun zu haben, denn es waren Menschen, die ich streng genommen gar nicht kannte und die mir nichts bedeuteten, wenn man davon absah, dass wir im selben Ort wohnten und den gleichen Job hatten. Und dass ich wusste, wie er war.

Genau wie Linda es wusste, dachte ich und beobachtete, wie sie mit der Hand ihre Haare geistesabwesend hinter das Ohr strich, während ihre Augen lasen.

Sie musste gemerkt haben, dass ich sie ansah, denn im nächsten Moment legte sie die Zeitschrift in den Schoß und wandte sich mir zu.

»Wenn du Lust hast, kannst du heute Abend vor dem Fest bei uns vorbeikommen, Henrik. Du gehst doch zu dem Fest?«

»Ich denke schon«, antwortete ich und blickte im selben Moment auf. Enoksen und Josephsen kamen zur Tür herein. Beide hielten eine Thermoskanne und belegte Brote in den Händen.

»Hier sitzt ihr also!«, sagte Enoksen und knallte die Thermoskanne auf den Tisch, zog den Stuhl heraus und setzte sich. Josephsen öffnete die Schranktür und nahm eine Tasse heraus.

»Kommen viele?«, sagte ich zu Linda.

Sie lächelte sanft und schüttelte den Kopf.

Was meinte sie damit? Dachte sie, dass ich mich vor vielen Leuten fürchtete, lächelte sie deshalb?

Neben mir packte Enoksen seine Brote aus und sah uns dabei an. Immer auf der Hut für den Fall, dass etwas passieren würde, was seiner Aufmerksamkeit entgehen könnte.

»Ja, heute Abend wird gefeiert«, sagte er und schlang einen Bissen hinunter. Seine Finger umklammerten die Brotscheibe, einige Krümel blieben unter dem Mundwinkel in seinem Bart hängen. Josephsen stellte seine dampfende Tasse auf dem Tisch ab und setzte sich neben mich.

Ich lächelte Linda zurückhaltend zu und stand auf, ohne die beiden anzusehen.

Draußen standen die Kinder wie Pinguine unter dem Regenunterstand. Mit hängenden Armen und schläfrigen Augen starrten sie auf den Schnee, der vor ihnen schwer und nass fiel.

»Ich muss noch etwas wegarbeiten, bevor es zu spät wird«, murmelte ich und ging ins Arbeitszimmer, obwohl ich wusste, dass es mir schwerfallen würde, mich zu konzentrieren, wenn ich mit dem Rücken zu ihnen saß – als wäre ich irgendwie schutzlos, eine unbegründete Furcht, von der ich dennoch erfüllt war; ich konnte sie nicht sehen, ich konnte nicht wissen, was sie taten. Das war unangenehm. Ständig hörte ich die Tür auf- und zugehen, kurze Begrüßungen und den Austausch kurzer Mitteilungen, das Schlurfen von Hausschuhen auf dem Teppich, das Blättern in Zeitungen, ein Seufzen, den fernen Lärm vom Schulhof. Mit der Zeit nahm ein Gespräch Gestalt an. Sie unterhielten sich über einige CDs, die verschwunden waren, über die Lawinengefahr, die bei diesem Wetter anstieg, vielleicht musste evakuiert werden wie im Vorjahr, als man zwei Wochen lang

die Turnhalle benutzen musste, ohne dass etwas passiert war, keine Lawine.

Ich konnte nicht klar denken und presste die Hände auf die Ohren, während mein Blick über die Seiten trieb, ohne etwas aufzunehmen, alles glitt vorüber, und wenn einmal etwas hängenblieb, waren es nur einzelne Sätze, die ich innerlich wiederholte, ohne ihnen einen Sinn zu geben. Am Ende legte ich die Bücher zurück und schwang auf meinem Stuhl herum.

Josephsen saß vorgebeugt und kaute seine Brote. Ab und zu spülte er mit Kaffee nach, hastig, als stünde er unter Zeitdruck. Josephsen hatte mich am Tag meiner Ankunft in Empfang genommen. Er hatte an der Bushaltestelle gewartet, um mir zu zeigen, wo ich wohnen würde, ein kleiner Mann zwischen vierzig und fünfzig, dessen Augen unablässig registrierten, was ich tat, ohne mich jemals direkt anzusehen. Nach einem kurzen Händedruck plauderte er auf dem ganzen Weg zur Wohnung gebeugt neben mir gehend, er stellte mir keine Fragen und war darauf erpicht, mich allein zu lassen, sobald er mir gezeigt hatte, wie alles funktionierte.

»Wenn du Fragen hast, komm einfach vorbei«, sagte er, als wir fertig waren. Er putzte seine Brille mit dem Hemdärmel. Ohne sie veränderte sich sein Gesicht dramatisch, als wäre es sich nicht mehr über sich selbst im Klaren. Als machte es eine Pause von allem. Befreit blinzelten die Augen in diesen Sekunden, bis er die Brille wieder auf die Nasenwurzel setzte und das Gesicht zurückkehrte, wie zuvor auf der Hut.

»Das mache ich«, sagte ich. »Vielen Dank.«

»Ja, ja«, sagte er. »Ich muss dann auch mal nach Hause.«

Am Küchenfenster stehend sah ich ihn mit kurzen, schnellen Schritten die Straße hinabgehen. Ein Tempo, das nichts mit Effektivität zu tun hatte. Was ich betrachtete, war nervöse Eile. Eine träge Seele in einem eifrigen Körper. So war Josephsen. Er unterhielt sich mit allen gleich unbeschwert, wusste zu allem etwas zu sagen, begegnete der Welt mit Plauderei. Seine Freund-

lichkeit mir gegenüber war jedoch gespielt. Das merkte ich sofort. Wie ein Köter hatte er an mir geschnuppert und sich sofort eine Meinung gebildet. Wenn ich einer solchen allumfassenden Freundlichkeit begegne, werde ich jedes Mal argwöhnisch, ich traue ihr nicht. Ihr fehlt es an Präzision, sie ist unklar, und der Hass, den sie übertüncht, ist so gebändigt, dass er eines Tages aufbegehren, entströmen und sich auf das stürzen wird, was er so lange im Verborgenen begehrt hat. Hat man *dann* dieser Freundlichkeit getraut, steckt man in Schwierigkeiten, dann ist man schutzlos, und der Hass trifft einen mit voller Wucht da, wo man am verletzlichsten ist, im Herzen.

Das ist gefährlich.

Jetzt murmelte er an Enoksen gewandt, der murmelnd etwas erwiderte. Ich wusste, dass sie auch außerhalb der Schule gemeinsam viel Zeit verbrachten, an den Wochenenden fischen gingen, mit moosgrünen Freizeitjacken und kniehohen Gummistiefeln bekleidet, jeder mit einem kleinen Messer ausgerüstet, das vom Gürtel herabbaumelte. Im Herbst gingen sie auf die Jagd. Manchmal sah ich sie vor mir, wenn sie durch Büsche und Unterholz brachen, mit Enoksens Töle hechelnd neben ihnen, Josephsen, der vor Anstrengung schwer atmend errötete, Enoksen, der ihn fröhlich anstieß, wenn der Vogel zur Erde taumelte und der Knall des Schusses noch in ihren Ohren klingelte.

Worüber mochten sie sich unterhalten? Was hielten sie voneinander? Ich bezweifelte, dass Josephsen diese Ausflüge in Regen, Matsch und Nebel wirklich gefielen, wahrscheinlich würde er lieber daheim im Warmen sitzen und fernsehen.

Ich lächelte vor mich hin, Irene begegnete meinem Blick und erwiderte mein Lächeln. Dann hob sie den Vorhang an und schaute auf den Schulhof hinaus. Es schneite heftig. Sie hatte Aufsicht, konnte sich aber nicht aufraffen, sackte stattdessen auf der Couch zusammen. Enoksen ließ sie gewähren, er las seine Zeitung, die aufgeschlagen auf dem Tisch lag. Die alte

Hilda strickte, ich sah ihren strengen, missbilligenden Blick auf Irene und die Selbstgerechtigkeit, die sie empfand, als er ignoriert wurde, den Zorn, der sich anstaute und manchmal in wühlmausartigen Wutanfällen aus ihr herausbrach. Jetzt beherrschte sie sich, aber ihre Hand verriet sie, sie ruckte schnell am Faden, erst einmal, dann noch einmal, fester.

Ich stand auf und ging zum Fenster. Drei Jungen aus der neunten Klasse standen an der Wand, rauchten und schirmten die Glut mit den Handtellern ab, jederzeit bereit, die Zigaretten wegzwerfen, falls ein Lehrer in der Tür auftauchen sollte. Meine Mädchen blieben in der Nähe des Eingangs. Sie schienen sich zu langweilen. Nur Annette redete. Ihre durchdringende Stimme war schwach vernehmbar, gedämpft zu etwas Fernem, was nicht wirklich zu dem eifrigen Gesicht passte, das ich da draußen sah. Die anderen Mädchen wirkten nur mäßig interessiert, ließen die Blicke ziellos umherschweifen, wechselten immer wieder das Standbein, strichen sich mit der Hand durchs Haar: kleine Bewegungen, die sie vergaßen, noch während sie ausgeführt wurden.

Die Kinder aus der Grundschule waren auf dem Fußballplatz hinter dem Regenunterstand. Das Gelände um den Eingang war den Schülern der Mittelstufe vorbehalten, eine Beförderung, auf die sich diese Mädchen während der ganzen sechsten Klasse gefreut hatten. Wenn der Spielplatz und das Fußballfeld ein Limbus für diejenigen waren, die nichts anderes als die Kleingötter der Kindheit kannten, befanden sich die Mädchen im Fegefeuer. Drei weitere Jahre mussten sie warten, bis sie Zugang zu dem Leben bekamen, das sie anstrebten, das paradiesische Dasein mit glitzernden Festen, fremden Jungen und langen Autofahrten durch die Finnmark.

Hinter mir betrat jemand den Raum. Ich drehte den Kopf. Es war Irene. Sie legte einen Stapel Blätter im Regal ab, hob die Abdeckung des Kopierers an und platzierte ein Blatt auf der Glasfläche. Ich überlegte, dass ich etwas Nettes sagen sollte,

aber dann kehrte sie mir den Rücken zu, um die Kopiertaste zu drücken, und ich schaute erneut aus dem Fenster. Hörte den gleichmäßigen, runden Laut hinter mir, jedes Mal, wenn das Licht aufflackerte. *Poff. Poff. Poff.* Das Ticken der kopierten Blätter, wenn sie gegen die Plastikkante schlugen, ihre langsamen, gleichwohl sicheren Finger, die sie raschelnd einsammelten.

Vor dem Fenster gingen zwei Jungen aus der achten Klasse an der Wand entlang vorbei. Sie schnitten Grimassen unterdrückten Lachens, als sie sich von hinten meinen Mädchen näherten. Vorsichtig blieben sie stehen und gingen in die Hocke, sammelten Schnee in den Händen, die Mädchen merkten nichts, die Jungen richteten sich wieder auf, und dann legten sie blitzschnell einen Arm um jeweils einen Hals, rieben ihnen den Schnee ins Gesicht und prusteten los. *Mein Gott, seid ihr kindisch,* rief Katarina, zog an ihrem Schal und wischte mit harten, wütenden Bewegungen den Schnee fort. Hanna biss dagegen an, wischte etwas Schnee auf und lief ihnen so schnell sie konnte hinterher. Die Jungen stürmten am Fenster vorbei. Als Hanna an Kenneth vorbeikam, streckte er eine Hand aus und bekam ihre Schulter zu packen. Ihr Oberkörper wurde augenblicklich gestoppt, während ihre Beine noch einen Moment weiterliefen, so dass sie aus dem Gleichgewicht geriet und hinfiel. Ihr Kopf schlug auf den Asphalt. Sie blieb regungslos liegen. In der nächsten Minute war der Schulhof voller rennender Kinder und lauter Stimmen.

Ich ertrug es nicht zuzusehen. Ertrug es ebenso wenig, gemeinsam mit den anderen Lehrern im Lehrerzimmer zu sitzen und den Schülern zu begegnen, die jeden Moment hereinstürzen würden – erregt und empört würden sie den Ablauf des Geschehens schildern und sich nicht besänftigen lassen, bis einer der Lehrer seufzend aufstand und sie nach draußen begleitete, um die Situation zu klären, zu trösten und Schuld zu verteilen und so die Ordnung unter ihnen wiederherzustellen. Bis jetzt hatte jedoch keiner im Lehrerzimmer wahrgenommen, was auf

dem Schulhof passiert war. Noch spannen sie kleine Netze aus Langeweile um sich herum, änderten die Sitzhaltung, blätterten eine Zeitungsseite um, verschoben eine Tasse auf dem Tisch, kauten mit leeren Augen einen Bissen trockenes Brot, während sie an Dinge dachten, die sie tun würden, Dinge, die sie getan hatten, Dinge, mit denen sie in Kontakt gekommen waren, all das, was in der Summe ihr Leben ausmachte. Ein Leben, das gleich aufstehen und den eifrigen Schülern folgen wird, während es gedankenlos einen Krümel aus dem Mundwinkel streicht und spürt, wie die Wärme des Körpers sich löst und in die raue Luft im Freien aufsteigt. Es wird sich einen Weg durch die Kinder bahnen, die es zu allen Seiten umgeben. Kinderstimmen, Kinderaugen, Kindergedanken, Kinderschuld, Kinderscham.

Ich eilte an ihnen vorbei in den Flur hinaus, zog die Jacke vom Haken, ohne mich umzudrehen, streifte sie mir über und ging in den großen Raum. Zu spät fiel mir ein, dass die Schüler mich von draußen sehen würden, nun, da ihre Aufmerksamkeit so geschärft war. Was sollte ich tun? Ich schaute mich um. Ahnte die Kinder als Schatten auf dem Schnee. Ich muss so tun, als hätte ich etwas zu erledigen, dachte ich und öffnete die Schubladen im Lehrerpult vor mir. Nichts. Nur ein Lineal und ein paar Notizbücher. Ich nahm eines der Bücher und ging hinaus, kehrte durch den Flur zurück, konnte nicht innehalten und einfach herumstehen, das war undenkbar, konnte nicht in die leeren Klassenzimmer gehen, denn was hatte ich dort verloren? Auch die Toilette war keine Möglichkeit, da sie im Lehrerzimmer lag.

Ich sah auf die Uhr. Die Pause dauerte immer noch zehn Minuten. Und ich hatte das Ende des Flurs erreicht. Sollte ich hier zehn Minuten lang wie ein Idiot auf und ab gehen?

Was machte ich hier eigentlich?

Zum Glück hatte ich die Jacke angezogen. Darin lagen meine Zigaretten. Ich konnte hinausgehen und rauchen. Ich war Raucher, es würde also ganz natürlich erscheinen, dass ich eine Zigarette brauchte, dagegen war nichts zu sagen, überlegte ich und

öffnete die Tür. Sie hatten sich unter dem Fenster versammelt. Vielleicht lag sie dort immer noch bewusstlos. Ich überlegte, ob ich nicht doch zu ihnen gehen sollte, nein, lieber nicht, dann löste sich jemand aus der Menge, nicht länger gebannt von dem, was vorgefallen war, dann war es wohl nichts Ernstes, dachte ich und konnte erleichtert um die Ecke verschwinden. Mit dem Notizbuch in der Hand stapfte ich durch den nassen Schnee an der Außenwand des Schulgebäudes entlang davon.

Ich blieb stehen, zündete mir eine Kippe an und lehnte mich an die Wand, sah auf den Fußballplatz hinaus. Der Neuschnee dämpfte alle Geräusche, ließ den Lärm der Kinder, die dort spielten, kompakter klingen, als verließen die Stimmen sie langsamer, beschwert vom fallenden Schnee, der graunassen Luft.

Als ich die Zigarette halb geraucht hatte, kamen zwei Kinder in vollem Tempo über den Platz geschossen.

»Henrik! Hallo, Henrik!«

Quietschende Regenhusen, glänzende, nasse Winterjacken, leuchtende Augen. Kim und Andreas aus der vierten Klasse. Andreas warb um meine Gunst, Kim trottete nur hinterher. In dieser Woche waren sie beste Freunde gewesen, was Andreas in vollen Zügen ausnutzte. *Komm, Kim! Schau mal, Kim!*, rief er, sobald die Stunden vorbei waren, um ihren neuen Status zu markieren. Wenn in der Klasse etwas passierte, drehte er sich sofort zu Kim um: *Wir zwei gehören jetzt zusammen, nicht?* Und Kim trottete mit. Er war ein Neutrum, jemand, den alle als Freund benutzen konnten. Keiner brauchte das mehr als Andreas, deshalb tat es ein bisschen weh, seine Übertreibungen zu sehen. Es war nur eine Frage von Tagen, bis Kim sich einem anderen zuwenden würde, weil er Andreas' Aufmerksamkeit leid war.

»Wir graben gerade eine supertiefe Schneehöhle, willst du mal sehen?«, rief Andreas.

Drei, vier kleine Gestalten waren oberhalb des Fußballplatzes an der Arbeit. Ein Hang, den sie mit bloßen Händen aushöhlten.

»Die nächste Stunde fängt gleich an«, sagte ich.

Sie blieben vor mir stehen.

»Wofür hast du das?«, fragte Kim und zeigte auf das orange Notizbuch, das ich noch in der Hand hielt.

Ich lächelte.

»Wenn ihr etwas falsch macht, schreibe ich es jedes Mal auf.«

»Lass sehen!«

»Das ist geheim.«

»Steht da auch was über mich drin?«, erkundigte sich Kim.

»Er macht nur Spaß«, sagte Andreas. »Stimmt doch, Henrik?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Und was steht da über mich?«

»Wollen wir mal sehen«, sagte ich und öffnete das Buch.

»Andreas... Andreas... Andreas...«

Ich sah ihn an.

»Willst du es hören?«

»ÖÖÖÖHHH«, sagte er und verzog das Gesicht zu einer Grimasse.

Aber Kim hatte es nicht begriffen.

»Jetzt sagt schon!«, meinte er.

»Da steht nichts, du Idiot!«, sagte Andreas.

Ich tippte die Asche von der Zigarette und nahm einen neuen Zug. Sie blieben stehen und wanden sich ein wenig. Ich sah, dass Andreas nach etwas suchte, was er sagen konnte.

»Stimmt es, dass du nicht Auto fahren kannst?«, sagte er schließlich.

Ich lächelte.

»Wer hat das gesagt?«

»Miriam.«

Sie sprachen also über mich. Niemals hätte sie so etwas von allein gesagt, dachte ich, es musste eine Bemerkung am Esstisch gewesen sein. Sie unterhalten sich darüber, was im Laufe des Tages passiert ist. Vertraulichkeit. *Schmeckt gut!* Kartoffeln,

Fischfrikadellen, Zwiebeln und Butter. Sie sticht die Gabel in eine dampfend heiÙe Fischfrikadelle und legt sie auf ihren Teller. *Henrik hat erzählt, dass er nicht einmal einen Führerschein hat!*, sagt sie. Andreas lacht, das ist das Dmmste, was er jemals gehört hat. *Reichst du mir bitte die Kartoffeln, Miriam?*, sagt ihr Vater, ihre Mutter fragt sie, wie die Mathearbeit gelaufen ist, Miriam hält den Finger hoch und hebt die Augenbrauen, schluckt und greift schnell nach ihrem Wasserglas, trinkt. *Das war heiÙ!*, sagt sie. Die Mutter sieht sie weiter an. *Ganz okay*, erklärt Miriam unter den Augen ihrer Mutter, fhrt erneut die Gabel zum Mund, pustet. *Henrik hat gesagt, dass du dich ruhig ein bisschen mehr anstrengen könntest*, sagt ihre Mutter. *Dass du problemlos besser stehen könntest, wenn du willst*. Und für eine Sekunde denkt sie an den Elternsprechtag: der Geruch von angebranntem Kaffee, das Summen des Kopierers, das schwache Surren von Stimmen, die im Flur warten, bis sie an der Reihe sind, meine Finger, die leicht nervös die beiden Blätter mit Notizen geradercken, die vor mir liegen. Unsere Blicke streifen einander. Sie hat die gleichen grünen Augen wie ihre Tochter, und mir wird warm ums Herz. Die gleiche, etwas abwesende und distanzierte Haltung, die auch Miriam zu eigen ist, über die wir uns unterhalten.

»Nun, das Einzige, was ich an Miriam auszusetzen habe«, sagte ich, »ist, dass sie sich nicht sonderlich viel Mühe gibt, sie tut immer nur so viel, wie sie unbedingt tun muss. Aber niemals mehr.«

»Mhm. Bei Miriam ist so viel anderes los«, erwiderte sie, und die Art, wie sie das sagte, mit dem Hauch eines Lächelns auf den Lippen, lieÙ mich erneut schaudern. »Es ist nicht leicht, sie dazu zu bringen, regelmÙig etwas für die Schule zu tun.«

Am liebsten hätte ich sie gefragt, was sie mit *So viel anderes* meinte.

»Aber es läuft ja gut«, sagte ich.

»Keine Probleme?«

Ich schüttelte lächelnd den Kopf. Sie stand auf und griff nach der Tasche, die sie aus irgendeinem Grund dabei hatte.

»Vielen Dank, Henrik«, sagte sie, zog ihren Mantel an und schlang den Schal um den Hals.

»Grüßen Sie Ihre Tochter von mir«, sagte ich.

»Das mache ich. Tschüss!«

»Tschüss«, sagte ich. Sie warf einen kurzen Blick in den Spiegel, ehe sie die Tür hinter sich schloss. Ich stand am Fenster und beobachtete sie, als sie mit schnellen Schritten die Straße hinabging. Der Wind schnappte nach dem Schal, sie ordnete ihre Haare mit einer Hand, und ich dachte, dass sie bald daheim sein würde, wo Miriam gespannt darauf wartete, was ich über sie gesagt hatte. Vielleicht aßen sie zu Abend, vielleicht reagierte sie störrisch, wenn die Mutter sie bat, in Zukunft mehr für die Schule zu tun; mürrisch knallte sie die Tür zu und drehte in ihrem Zimmer die Musik laut. Eine Irritation, von der am Tag darauf nur Reste geblieben sind, ein resignierter Blick zur Mutter, die beim Essen meckert, *Es gibt ja so viel anderes, was wichtig ist.*

»Rauchen ist hier verboten«, erklärte Andreas triumphierend und zeigte auf die halbgerauchte Zigarette in meiner Hand.

Kim wirkte ungeduldig. Gunstbezeugungen waren etwas, womit er nichts anfangen konnte.

»Es klingelt gleich«, meinte er zu Andreas und schien vor Lust, sich dort hinten tiefer in den Schnee zu bohren, fast zu platzen.

»Verrat es keinem«, sagte ich und schnippte die Kippe fort. Sie blieb glühend auf dem Schneehaufen vor uns liegen. Andreas streckte sich nach ihr, presste sie *tst* in den Schnee.

»Jetzt lauft zu den anderen«, sagte ich. »Es sind noch fünf Minuten, bis es klingelt. Na, kommt schon.«

Andreas sträubte sich zunächst, er hatte mehr auf dem Herzen, aber als er Kim über den Platz davonrennen sah, lächelte er herzerweichend, rief mir ein unnötiges *Tschüss, Henrik* zu und lief ihm hinterher.

»Jetzt warte doch, Kim! Warte auf mich!«

Ich blieb oft noch eine halbe Stunde im Lehrerzimmer sitzen, nachdem die anderen gegangen waren, eine Art Dekompression, denn unabhängig davon, wie friedlich der Tag verlaufen war, blieb ich von einem Tempo erfüllt, das größer war als das, was die langsamen Abende abzubauen vermochten. So bin ich immer gewesen, wenn die Übergänge zu abrupt sind, habe ich das, was geschehen ist, stets in das mitgenommen, was geschieht, so wie ein Taucher den Druck vom Meeresboden mitnimmt, wenn er zu schnell an die Oberfläche aufsteigt.

Nachdem Enoksen als Letzter die Tür hinter sich geschlossen hatte, ging ich deshalb zur Küchenzeile und goss mir noch eine Tasse Kaffee ein, schaltete die Maschine aus und stellte mich ans Fenster. Anfang des Schuljahrs steckte er regelmäßig den Kopf zur Tür herein und verabschiedete sich, bevor er ging, doch mittlerweile war ihm das nicht mehr die Mühe wert. Als existierte ich nicht, löschte er das Licht im Flur und schloss die Außentür ab, ohne einen Blick zu dem Fenster zu werfen, an dem ich stand, überquerte er den Schulhof, mit eiligen Schritten ging er zu seinem Auto, das er immer an derselben Stelle parkte, direkt neben dem Regenunterstand. Den Schlüssel hielt er in der Hand bereit. Wenn die Tür offenstand, warf er seine Tasche auf den Beifahrersitz, fegte mit schnellen Bewegungen den Schnee von der Windschutzscheibe, trat ein paar Mal gegen den Reifen, ehe er endlich einsteigen und sich richtig hinsetzen konnte. Er drehte den Zündschlüssel. Brumm, brumm. Lange blieb er so sitzen, die Hände auf das Lenkrad gelegt und mit dem Motor im Leerlauf. Dann entdeckte ich, dass er gefahren war. Nur eine dreckige Scholle Schnee, die sich von der Unterseite der Karosserie gelöst haben musste, war geblieben, im Wirrwarr von Reifenspuren zurückgelassen worden. Ich hatte es nicht mitbekommen. Die ganze Abfolge von zurücksetzen, wenden und auf der Straße beschleunigen war mir entgangen. Fünfzehn Sekunden vielleicht, nicht mehr; über den Reifenspuren hing noch ein Striemen Abgase in der Luft.

Das war mir auch früher schon passiert, allerdings nicht oft; kurze oder längere Augenblicke, in denen ich leer bin und in mir selbst verschwinde. Eine Frau steigt zum Beispiel an einer Tankstelle aus einem Auto, schraubt den Tankdeckel ab und steckt den Zapfhahn hinein, steht da, die Arme in die Hüften gestemmt, und füllt den Tank, das sehe ich. Als Nächstes sehe ich, dass sie aus dem Geschäft kommt, und ich begreife, dass es eine Zwischenzeit gegeben hat, in der sie den Zapfhahn wieder eingehängt haben, in die Tankstelle gegangen und bezahlt haben muss, ehe ich mich wieder einklinke und anwesend bin. Nicht, dass ich die Augen geschlossen hätte, nicht, dass ich weggesehen hätte; ich habe die ganze Zeit an derselben Stelle gestanden und zur Tankstelle gesehen. Noch kürzere Intervalle im gleichen Stil: Mein Vater steigt eine Leiter herunter, die er an die Hauswand gelehnt hat, es ist Herbst, er entfernt Tannennadeln aus der Dachrinne. Im nächsten Moment packt er mich fest am Arm. Zehn Sekunden weg. Oder fünf: Ich stehe auf der Kante eines glattgeschliffenen Felsens, danach ist mir als Nächstes bewusst, dass ich tief unten im Meer schwimme, über einen tangbewachsenen Felsrücken, die Sonne fällt in schrägen Schächten durch das grünliche Wasser.

Der längste Sturz in mich selbst, an den ich mich erinnern kann, ist eine knappe halbe Stunde lang gewesen, eines Nachts saß ich auf einer Bank in Kristiansand, die Kirchenglocke schlug drei, danach erinnere ich mich an nichts, nicht daran, was ich sah, nicht, was ich dachte – oder *ob* ich dachte –, und dann schlug dieselbe Glocke halb vier, und ich kam wieder zu mir.

Ich stelle es mir als Erschütterungen tief in den Verwerfungen des Unterbewusstseins vor, Stöße, die sich fortpflanzen und oben im Bewusstsein winzig kleine Spalten aufreißen. Die Zeit zerbröselt. Auf der einen Seite ist alles normal, dann komme ich zu einer Spalte und die andere Seite ist verschoben. Fünf Sekunden, zehn Sekunden, eine halbe Stunde. Ich habe das anderen gegenüber niemals erwähnt. Vielleicht geht es allen so, kleine

Stürze aus der Zeit, vielleicht keinem, ich weiß es nicht. Aber der Gedanke ist schön: dass es Dinge an uns gibt, die wir für einzigartig halten und deshalb keiner Menschenseele erzählen. Dinge, die wir alle kennen und zu denen wir alle schweigen.

Ein Bulldozer räumte den Parkplatz vor dem Geschäft. Beidend und grollend schaufelte er den Schnee zu Haufen auf. Ich schauderte innerlich, als ich das metallene Maul über den Asphalt schaben hörte. Beim Vorbeieilen setzte er im selben Moment zurück, und der Motorenlärm schwoll an. Der kleine Deckel über dem Auspuffrohr klapperte synchron dazu, als sähe ich das Geräusch selbst, das sich, fett und grauschwarz, hinauswälzte.

Ich war erleichtert, in das ruhige, menschenleere Geschäft zu kommen. Nur Mortensen saß dort. Die Wampe gegen den Rand der Verkaufstheke gepresst, blickte er zu mir auf, als ich hereinkam. Er nickte kurz.

Guten Tag, Krämerseele, dachte ich und musste wohl gegrint haben, denn er sah mich leicht fragend an.

»Es schneit ganz schön«, sagte ich.

»Mhm«, sagte er.

»Ja, ja«, sagte ich. »Will nur ein bisschen einkaufen.«

Will nur ein bisschen einkaufen? Was sollte ich dort wohl sonst tun? Wie kann man nur so etwas Idiotisches sagen, dachte ich und nahm mir einen Korb, ging los und holte Waren aus den Regalreihen, ohne groß darüber nachzudenken, was ich eigentlich brauchte. Ein Brot auf jeden Fall, und Milch. Ein wenig Brotbelag vielleicht. Leberwurst. Und Salami. Butter... ist noch da. Orangen? Ja. Eine gute Idee. Und Tomaten. Mal sehen. Noch was? Nein...

Ich sah mich um.

Nein. Das müsste alles sein.

Als ich die Waren vor Mortensen auf die Theke legte, konnte ich es nicht lassen, seine kurzen, fetten Finger anzustarren. Wie zwei kleine Tiere arbeiteten sie im Luftraum vor ihm, das eine

griff die Waren und drehte sie, um nach dem Preis zu schauen, das andere tippte auf die Tasten der Kasse. Mortensen selbst stand träge und schmaläugig in der Mitte dieser emsigen Bewegungen.

»Und einen Beutel Tabak, bitte«, sagte ich.

»Blättchen?«, fragte er.

Ich nickte.

»Rizla oder Big Ben?«

»Egal«, antwortete ich. »Rizla. Nein, doch nicht, geben Sie mir Big Ben.«

Ich lehnte mich vor und nahm eine Plastiktüte aus dem Regal unter der Theke. Er legte das Zigarettenpapier zu den anderen Einkäufen und kratzte sich scharrend am Kinn, während seine Augen auf mir ruhten. Ich kramte zwei zerknitterte Hunderter aus der Tasche und reichte sie ihm.

»Danke«, sagte er und öffnete die Kasse. »Wie läuft es denn da oben?«

»In der Schule?«, fragte ich, steckte die Hand in die Tüte, um sie zu weiten, schüttelte sie mehrmals fest und begann, die Waren hineinzulegen.

»Mhm«, sagte er.

»Gut«, sagte ich und hob gleichgültig die Schultern.

»Dann gefällt es Ihnen hier«, sagte er.

Das war eine jähe Schlussfolgerung, aber ich gab ihm recht und nickte.

»Ja, ja«, sagte er und drehte sich zu dem Regal mit der Schokolade um; anscheinend musste da etwas geordnet werden. Ich blieb, leicht verlegen, noch ein paar Sekunden stehen, denn die Situation war in der Schwebe geblieben, und ich war mir nicht sicher, ob in unserem Gespräch nur eine Pause eingetreten oder ob es vorbei war.

»Ja, ja«, sagte ich.

Er warf mir einen Blick über die Schulter zu und hob die Augenbrauen, *Du bist noch da?*, und ich spürte die Wärme in

meinem Gesicht aufsteigen, öffnete rasch die Tür und trat in das Schneetreiben hinaus. Ich senkte den Kopf gegen die wirbelnden Schneeflocken, die überall hineinstachen, und eilte heimwärts. Ein Mann starrte mich an; er kniete am hinteren Ende einer halbfertigen Garage und goss den Boden. Als ich vorbeikam, nickte er mir schweigend zu. Ich nickte ebenso schweigend. Er strich sich mit dem Oberarm über die Stirn, die Maurerkelle zeigte senkrecht nach oben, kleine Wolken aus kondensierter Luft platzten rund um sein Gesicht. Irgendetwas an dem, was ich sah, sprach mich stark an, ich verspürte das Bedürfnis stehenzubleiben und einfach dorthin zu schauen, in diese offene, trockene Höhle, die in dieser verschneiten Landschaft so leuchtete. Den rumpelnden Zementmischer anzustarren, die Zementsäcke, den Sandhaufen in der Ecke, die Leitungen, die auf dem staubigen Boden zwischen Krempel und Gerümpel herumlagen: krumme Nägel, Bretterenden, Streifen aus Plastik und kleine Büschel gelbes Isoliermaterial von den glänzenden Glaswolleballen, die an der Wand aufgestapelt lagen. Der Atem des warmen Körpers, der nun die Arbeit wiederaufnahm, die Krümmung der Hände um die Werkzeuge und die erfahrenen Bewegungen über den feuchten Zement. Das kalte, präzise Licht. Der Schnee, der sich unablässig sanft auf das Dach über ihm legte, der in wirbelnden Mustern zwischen mir und der Garage durch die Luft fiel, der auf der Stirn schmolz und zu Wasser wurde, das langsam in die Augen und über die Wangen lief. Ich weiß nicht, was es war, nur, dass ich es einfach nicht konnte, dass es unmöglich war, stehenzubleiben und zu schauen. Er würde sich umdrehen und mich mit seinen fragenden, verständnislosen Augen ansehen, was eine Erklärung verlangen würde. Aber was hätte ich tun sollen, zu ihm hinlaufen und ihn umarmen? Hätte ich mit feuchten Augen ihn und seine charmante Garage in den höchsten Tönen loben sollen? *Es ist ja so toll, dich arbeiten zu sehen*, hätte ich natürlich sagen können, wenn ich unbedingt auf eine Tracht Prügel aus gewesen wäre.

Ich lächelte, schwang im Gehen die Tüte hin und her und warf einen Blick auf die Uhr; es war erst halb vier.

Die Straße, der ich folgte, verlief einen knappen Kilometer am Meer entlang, bis sie in einem langgestreckten U eine Kurve beschrieb und zurückführte, am Fuß des Berges vorbei, der jetzt unsichtbar war, er verschwand kurz hinter der Reichweite der Straßenlaterne, glitt in das Dunkel hinauf, das alle Unterschiede auflöste, auch den zwischen Himmel und Meer. Alles war schwarz. Der letzte Außenposten des Lichts war der Lichtschein der Laternen auf dem Kai unter mir. Sie öffneten eine kleine Luke in der gewaltigen Dunkelheit. Einen Schnitt. Glitzerndes schwarzes Wasser, fallender Schnee.

Ja, halb vier.

Es blieb noch eine Stunde, bis Richard von der Arbeit heimkommen und die Post durchsehen würde. Vielleicht prüfte er als Erstes den Poststempel, entdeckte einen Brief aus der Stadt, was mag das sein, denkt er und schlitzt ihn auf, zieht das anonyme Kopierpapier heraus und liest, *Was zum Teufel?*, während sein Herz in der Brust zu hämmern beginnt und sich wieder dieses üble, schwarze Gefühl in seinem Bauch ausbreitet. Die Sache nimmt ihren Lauf, die Eifersucht hat Nahrung bekommen.

Wollte ich ihm übel mitspielen?

Ich blieb stehen. Warum hatte ich das getan? Was ging er mich überhaupt an? Wozu sollte das gut sein?

Nein, oh nein.

Vielleicht war es noch nicht zu spät, dachte ich, vielleicht hatte sie die Post noch nicht hereingeholt, vielleicht lag sie noch dort. Dann konnte ich den Brief an mich nehmen, während ich so tat, als würde ich meine eigene Post herausholen. Ja. Das war gut.

Aber ihr Briefkasten war leer. Linda stand am Küchenfenster und sah mich an. Ich hob die Hand, sie winkte auch. Es war also zu spät, dachte ich, stampfte auf der Schwelle vor dem Kellereingang den Schnee von meinen Schuhen und tastete zwi-

schen den vielen Münzen in meiner Tasche nach dem Schlüssel. *Es lässt sich nicht ändern.* Ich schloss auf und trat in den Flur, schaltete das Licht an und schob die Tür hinter mir zu.

Ich war erleichtert, endlich alleine zu sein.

Ruhig und still.

Ich gehe also durch die Wohnung, verbrenne ein paar Zeitungen im Ofen, er bollert und die Flammen flackern, ich spüle, stehe im Türrahmen und blicke in das Zwielflicht des Wohnzimmers, auf die leeren Möbel, all die kleinen Gegenstände, die Fensterscheiben, die klirren, wenn der Wind in der Dunkelheit vorbeiströmt, auf den Spiegel, der stumm wiedergibt, was immer vor ihm sein mag. Jetzt ist es ein Buch, ein altes mit zerschlissenem Rücken, es liegt aufgeschlagen auf einer Armlehne. Denke ich, dass es einem Rochen gleicht, der auf dem Meeresgrund ruht und wartet, wird es sich vielleicht in Bewegung setzen, wenn ich schlafe, und langsam und schwer durch das Dunkel des Gehirns gleiten? Fast blind nimmt er nur Schatten wahr. Das ist das Vergessen, denke ich. Wenn ich schlafe, gleitet er durch das Gedächtnis und wirbelt Schlick auf: meine Träume. Wenn die Partikel, die sie zurücklassen, sachte fallen und den Grund bedecken, sind sie vergessen, so bedeutungslos, wie Sand bedeutungslos ist.

Ein Segen.

Dann höre ich Richards Auto und erstarre: Was tut *sie*, wenn er kommt? Kleine rastlose Schritte, fieberhafte Aktivitäten in letzter Sekunde?

Nichts.

Ich gehe ins Wohnzimmer und stelle mich in die Ecke, unter ihre Küche. Seine Schritte über den Fußboden. Aber keine Stimmen. Ist sie nicht da? Dann greift er nach dem Briefstapel, mustert die Umschläge, öffnet das Schreiben. Liest. Schwarz steht er über mir, zwei Meter über mir, die Füße auf den Boden gestemmt, liest er.

Weißt du, wen Linda wirklich liebt?

Ich gehe zu dem Regal mit der Stereoanlage und lege eine CD ein, drehe lauter und verfluche mich selbst, stehe am Herd und brate mir ein paar Eier, sitze am Küchentisch, esse und lese nebenbei eine Zeitung, bin kurz davor hinauszugehen, überlege es mir anders und rauche stattdessen eine Zigarette, ehe ich ins Schlafzimmer gehe und mich hinlege, um zu schlafen, finde aber keinen Schlaf. Ich liege auf dem Rücken und starre in die Dunkelheit. Ich denke, dass ich tot und begraben bin und mich nicht bewegen kann. Dass die Schritte über mir die Schritte der Trauernden sind. Eine Frau, die ich früher kannte, öffnet das rostige Tor und geht den Kiesweg hinab, ich höre sie da oben, sie kommt näher. Der Kies knirscht unter ihren Fußsohlen. Sie bleibt stehen. Es wird still. Ich sehe sie vor mir, auf den Knien vor dem Grabstein, drei Meter über meinem Kopf. Sie weint. Ich habe Erde im Mund. Ich kann mich nicht rühren. Über ihr ist der Himmel, denke ich, und der Wind, der ihre Haare zerzaust, riecht nach Salz. Sie weint, lässt die Finger über den rauen Stein gleiten, als wäre sie blind und wollte meinen Namen ertasten. *Henrik Vankel. 1970–1996. Sehr geliebt. Zutiefst vermisst.* Noch ist die Trauer jäh und überwältigend, noch wird sie von all den Dingen ausgelöst, die sie an mich erinnern, von den Reliquien. Noch ertappt sie sich dabei, auf das Geräusch meiner Schritte auf der Treppe zu horchen, noch wacht sie nachts auf und glaubt, dass ich lebe, dreht sich mir zu und erwartet, mein schlafendes Gesicht zu sehen. Niemand da. Denn ich liege hier. Schon bald wird der Schmerz jedoch von ihr abfallen, bald wird sie gegen ihre Erinnerungen an mich immun und mein Tod etwas sein, woran sie sich gewöhnt hat, bald werde ich auch dort, in ihrem Inneren, verblassen und verschwinden. Bald gelingt es mir nur noch, als seltene und längst vergessene Erinnerungen zu ihr vorzudringen, sie nehmen die Form der Welt an – viele Jahre werde ich noch da draußen sein. Wie ein Song im Radio, von dem ich weiß, dass sie ihn mochte, wie Bilder aus einem Park in London im Fernsehen, wo wir einst lachend auf dem Rasen zu-

sammenlagen, wie eine Treppe in einem Hauseingang im Stadtteil Mølenpris in Bergen, wo ich sie zum ersten Mal küsste, wie die Wellen, die in Spornes an das Geröllufer schlugen, wo wir eines Nachts spazieren gingen und wütende Möwen über uns kreisten. Wie der Brief, den meine Mutter zufällig findet und ihr schickt, weil ich darin über sie geschrieben habe, sie war gerade draußen, ich sah sie durch das Fenster und schrieb das auf, sie pflanzt einen Baum im Garten, das rührt mich, schreibe ich, aus irgendeinem Grund rührt es mich, wenn sie ein Loch in den Rasen gräbt. Vielleicht ist es die braune herausgeschaufelte Erde auf dem grünen Gras, die mich rührt, vielleicht sind es ihre Bewegungen: wie sie die Wurzeln behutsam in der Mulde platziert, den Baum mit der einen Hand festhält und mit der anderen zuschaufelt, wie sie die Handflächen ins Kreuz stemmt, als sie sich aufrichtet und streckt, ihr Lächeln, wenn sie entdeckt, dass ich sie die ganze Zeit beobachtet habe. Das schrieb ich in einem Brief vor langer Zeit, in einer anderen Welt, und wenn sie ihn liest, tauche ich wieder vor ihr auf, aus unermesslicher Tiefe erreiche ich sie, plötzlich entsinnt sie sich. *Oh, Henrik, Henrik.* Diese Bruchstücke, die ich in der Welt von mir liegen ließ. Ich selbst bin nicht mehr. Mit gähnendem Kiefer ruhe ich hier. Ich kann mich nicht rühren, ich kann nicht sehen, ich liege und lausche. Das weiße Rauschen des Meers. Das Tosen des Winds. Die fernen Rufe kreisender Möwen. Ein Auto, das wütend hupt: *Du musst jetzt kommen.*

Sie erstarrt, flüstert mir vielleicht etwas zu, es ist so windig, ich höre nichts. Sie knöpft den Mantel zu, dreht sich um und geht, ich merke es, die Schritte werden leichter und leichter, bis sie verschwinden.

Dann ist es wieder still.

Vielleicht regnet es da oben. Vielleicht wird es dunkel; es ist nicht leicht, den Überblick über die Zeit zu behalten, wenn man so in der Erde liegt. Vielleicht ist es schon Sommer. Oder höre ich den Herbst mit seinen vom Meer aufziehenden Stürmen?

Nein. Das müssen die wirbelnden Schneeflocken des Winters sein, sie pressen sich zwischen die Fugen der Steinmauer, legen sich auf die Erde und bedecken alles, verbergen alle Unebenheiten der Landschaft, füllen alle Räume aus – und ein paar Tage später liegt der Schnee meterhoch, eine wogend weiche und eisig kalte Decke, die den Friedhof verhüllt und so den Unterschied zwischen ihm und der Landschaft davor auswischt: Alles ist weiß. Und kalt. Die Kälte dringt in die Erde ein und lässt sie erstarren, monatelang ist alles starr und kalt, bis die Luft eines Tages wieder so mild wird, dass der Schnee schmilzt und die grauweißen Wehen pappig werden. Sachte und für das Auge kaum merklich sinken sie in sich zusammen, so dass die Grabsteine von Neuem auftauchen, Frühling für Frühling, jedes Mal ein wenig schiefer. Kleine, schiefe Türme in einer Stadt, deren Einwohner das Wüten der Zeit nicht mehr bemerken. Es ist den Lebenden vorbehalten. Nur die Lebenden können sehen, wie Wind und Regen den gesprenkelten Granit des Grabsteins glatt von Grün werden und die eingemeißelten Namen in langsamer Verwitterung verschwinden lassen, während der Stein sich ebenso langsam nach vorne neigt und eines Tages umgekippt daliegt. Es regnet, es schneit, die Sonne scheint und der Wind weht, die Jahre vergehen, und du, der du nun über das umgefallene Friedhofstor steigst, auf den halb verrosteten Draht trittst und fast darin stolperst, siehst in den Grabsteinen Denkmäler aus einer fernen Vergangenheit. Aus einem exotischen und pittoresken Jahrhundert, denkst du und stehst an der Steinmauer, lässt den Blick über die schiefen Grabsteine schweifen, die vereinzelt aus Büschen und Dickichten aufragen, gehst weiter und bleibst vor einem stehen, bückst dich in dem Versuch, die Inschrift zu entziffern. Ein H, siehst du, gefolgt von etwas, das an ein I erinnert, und dann, ganz deutlich, ein N und ein R.

Hier liegt er, denkst du. *Hinnr*. Ein Mensch aus einer anderen Zeit als deiner, aus einem längst vergangenen Jahrhundert, über das du dennoch einiges weißt. Geschichten, die du gelesen,

Bilder, die du gesehen hast, Mythen, Sagen. *Was für eine Zeit das gewesen sein muss.* Fabriken und Flugmaschinen, Fernseher und Rundfunkgeräte, Labors und Krankenhäuser, Industrie und Bergbau, die schönen Ölbohrinseln weit draußen im Meer, wie in die See geschlagene Nägel. Das Lächeln fremder Menschen auf verblichenen Fotos, die Tonaufnahme eines lachenden Menschen, der seit Hunderten von Jahren tot ist, er lacht und lacht, und in dem Film, den du hast, kann man sehen, wie sehr er sich zusammenreißen muss, um die Fragen des Moderators zu beantworten. Die antiken Filme, die du so liebst. Besonders gut gefällt dir einer aus dem Jahr 1981, den du besitzt. Regelmäßig schaust du ihn dir an, er ist unendlich schön, denkst du, die Anfangsszene, in der er weit oben auf einem Gerüst steht und ein Eisenrohr in der Hand hält, unter sich das Straßengewirr der Stadt. Sirenen, der Klang von Metall gegen Mauer, brummende Generatoren. Er stупst den Helm ein wenig hoch und geht zum Geländer. Einer der Kräne schwingt über das Hausdach. Der Container, der an der Kette hängt, schaukelt sachte hin und her. Die Sonne über der Stadt ist an dem harten, blauen Himmel fast weiß.

Die Stadt der Vergangenheit.

Ein Augenblick in der Tiefe der Zeit wird eingefangen, und du denkst daran, dass sie tatsächlich *dort* waren, dass sie schliefen und aßen und arbeiteten und *damals* durch die Straßen der Stadt liefen. Und dass du dies nun sehen kannst. Oh ja. Hochhäuser, Verkehrsknotenpunkte, U-Bahnen, schlingernde Waggons und verschneite Parks, Schaufensterpuppen in leuchtenden Fensterdekorationen, ein Mann, der die Feuerzeugflamme vor dem Wind abschirmt, Hydranten, überfüllte Mülleimer in verfallenen Hauseingängen. Es ist eine ganze, vor langer Zeit verloren gegangene Welt, in der sie sich bewegen. Das rührt dich. Gleichzeitig hat es etwas Beängstigendes. All diese großen Begebenheiten, die im Laufe der Geschichte aufgezeichnet wurden, die Kreuzzüge im dreizehnten Jahrhundert, die Pest im

vierzehnten Jahrhundert, die Renaissance, die Epoche der Aufklärung und die vielen berühmten Entdecker, Vasco da Gama, Magellan, Christoph Kolumbus, die in einer Zeit lebten, in der es noch Orte gab, die nicht Teil des kollektiven Gedächtnisses waren, Orte auf dem Erdball, an die noch keiner seinen Fuß gesetzt hatte. Aber sie existierten, sie lagen da, als Möglichkeiten. Die Unbekannten des Raums. Jetzt ist nur das Unbekannte der Zeit geblieben. Was geschehen wird, worauf wir jeden Tag warten. So wie man seit jeher auf die Zukunft gewartet und gesehen hat, wie sie zunächst Gegenwart und danach Vergangenheit geworden ist, für eine Weile im Gedächtnis der Menschen erhalten bleibt, die dabei gewesen sind und es gesehen haben. Erzählungen, Skizzen, akribische Aufzeichnungen im Laufe der Geschichte, die du lesen und bei denen du denken kannst: So war es. Einige wenige Begebenheiten in den Leben der Menschen, die hier waren, sind schriftlich festgehalten worden, manche von ihnen schrieben Bücher, du kannst lesen, wie es ihnen erging, was mit einigen von ihnen passierte, die Stimmung, die Angst, die Freude. Woran sie glaubten. Vage Bilder von längst verschwundenen Gesichtern, Vermutungen, Ungefähres. ABER DANN TAUCHEN SIE AUF! DANN KANNST DU SIE SEHEN! Ab der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Sie haben die Fotografie entdeckt, sie haben gelernt, ihre Welt in Bildern festzuhalten. Nach tausend Jahren Geschichte, in denen alles, was sich ereignete, gleich wieder verschwand und nur in den Erinnerungen weiterlebte, tauchen sie auf und sehen dir unverwandt in die Augen. *Wir waren hier. Und so erging es uns. Siehst du? Siehst du?* Ja, du siehst, du siehst, und es beängstigt dich. Wussten sie, was sie taten? Sie häuften sich selbst an, bewilligten sich ewiges Leben, füllten die Welt mit Bildern von toten Menschen im Leben. Gespenstern. Denn ihre Körper sind seit langem verwest und haben sich aufgelöst, nichts existiert mehr von ihnen, trotzdem sind sie hier und werden für dich zu Wiedergängern. Bilder von Millionen Menschen, die sich

weigern zu verschwinden, die darauf beharren weiterzuleben, immer und immer wieder in demselben Augenblick. Du weißt nichts über sie, sie wissen nichts über dich. Sie sind Gesichter aus der Tiefe der Geschichte, und du denkst: Sie starren über den Rand. Sie schauen in deine Zeit hinein. Aber ihre Blicke sind leer. Ihre Blicke sind unwissend. Sie wissen nichts.

Sie sind Gespenster.

Und manchmal schenkten sie dem Todesaugenblick ewiges Leben. Das ist das Schlimmste, wenn sie beschlossen, just diesen Augenblick, in dem sie die Welt verließen, zu verewigen, ein Reigen, er stirbt wieder und wieder, es hört niemals auf. Dieses Attentat, bei dem der Kopf des Präsidenten zurückgeschleudert wurde, als das Projektil einschlug, das Blut, das in den Schoß der Frau an seiner Seite gepumpt wurde, das eigentümliche Licht des Films, die unwirklichen Farben. Die Details. Ihr helles Kleid. Der Wind, der durch die Baumkronen weht. Die vielen Flaggen in der Menschenmenge, die Sonne, die auf die Karosserie scheint, das langsame Tempo der Limousine. Alles ist wie immer. Während die Kugel durch die Luft schwirrt und noch niemand etwas ahnt, blitzt das reflektierte Licht um sie herum, alles ist wie immer, die Sonne scheint, die Menge jubelt, der Mann, den sie feiern, blinzelt und winkt, und *da* trifft ihn die Kugel, *da* wird der Kopf zurückgeworfen, als wäre er gegen eine unsichtbare Wand gestoßen, *da* entdecken die anderen, dass etwas passiert ist, und die Wagenkolonne beschleunigt.

Vor vierhundert Jahren, denkst du, und sein Blut trocknete zu Staub und wurde vom Wind in der Welt verteilt. Vielleicht genau hierher, denkst du und streichst mit dem Zeigefinger über den Grabstein, ein an diese Stelle gewirbeltes Präsidentenatom, denkst du und leckst an dem Finger, ehe du dich vorbeugst, um ein weiteres Mal zu versuchen, die Inschrift zu entziffern. Hinrik Vinkel? Nein. *Vonkel*. Aber Hinrik? Es heißt doch keiner Hinrik? Hunrik? Nein. Das ist auch kein Name. *Hanrik*, vielleicht. Ja, das muss es sein.

Hanrik Vonkel.

Was er alles gesehen haben muss! Vielleicht war er dort, wo der Präsident ermordet wurde, vielleicht sah er es im Fernsehen! Zupft geistesabwesend an seiner Krawatte, während er eine Flamme aus dem Feuerzeug klickt und sich eine Marlboro ansteckt. Oder eine Lucky Strike? Und dann zuckt er zusammen. *Was? Der Präsident ist ermordet worden?* Und dann ruft er nach seiner Liebsten. Sie kommt mit einem um den Kopf geschlungenen Handtuch aus dem Bad. *Unser Präsident ist ermordet worden!*, ruft er, entsetzt, aber gleichzeitig muss ihm natürlich klar sein, dass es ein historischer Augenblick ist. *Mach keine Witze, Hanrik!*, ruft sie zurück, öffnet den Kühlschrank und holt eine Coca Cola heraus. Oder vielleicht eine Pepsi, denkst du, während du mit einem Finger über die Furchen im Stein streichst. Ist das eine Sieben? 197...? Aber dann kann er *das* ja gar nicht gesehen haben. Die siebziger Jahre? Was hat sich da ereignet? Du durchforstest dein Gehirn nach Informationen, aber dir will einfach nichts Bahnbrechendes aus gerade dieser Epoche einfallen. Die Beatles hatten sich aufgelöst, und andere gute Bands gab es damals doch nicht? Definitiv nicht. Berühmte Bücher? Nein? Oder *doch*, denkst du. Wurden damals nicht *Bluthunde*, *Die Namen*, *Mao II* geschrieben? Ein würdiger Abschluss für ein Jahrhundert voller grandioser Literatur. Aber das war es dann auch. Andere Errungenschaften von Wert kamen nicht zustande, denkst du, die Malerei starb ja schon Anfang des Jahrhunderts aus, als der erste der Weltkriege ausbrach, genau wie das Theater, obwohl man es künstlich am Leben erhielt, wie immer bei Ausdrucksformen, die sich selbst überlebt haben, eine Nostalgie, das Verlangen nach einer Größe, die nur die Vergangenheit schenken kann, jene Aura, die der Gegenwart fehlt. Denn sie sehen sie nicht, die Aura der Gegenwart, den Menschen, die in ihr leben, bleibt sie verborgen. Nie verstehen sie, was eigentlich verdient hat, im Gedächtnis zu bleiben.

Der arme Hanrik Vonkel. Wäre er nur siebzig Jahre später

geboren worden, hätte er sie hören dürfen: *Telegram*. Ihm wäre ein Schauer über den Rücken gelaufen, Jubeltränen wären ihm in die Augen gestiegen. *Das hätte dir gefallen, Hanrik Vonkel*, denkst du, *Was für eine unglaublich gute Band!*, denkst du und lächelst vor dich hin. Dann spürst du einen Tropfen, der deine Stirn trifft, und schaust zu dem dunkler werdenden Himmel auf. *Wird Zeit, dass ich nach Hause komme*. Als du gehst, rollt der Donner wie Wellen über den Horizont. Im nächsten Moment gießt es in Strömen. Du siehst die Tropfen von der Mauerkrone aufspritzen, ziehst dir die Jacke über den Kopf und läufst über den zugewucherten, verfallenen Friedhof, auf dem die ausgetrocknete Erde über mir sofort die Nässe aufnimmt. Wo ich liege, merke ich von all dem nichts. Weiterhin regungslos nach all den Jahren. Ich versuche eine Bewegung, drehe den Fuß ein wenig. Er gleitet sanft über das Bettlaken. *Wie schön das ist*. Ich hebe die Hand. Ich setze mich auf. Ich werfe einen Blick zum Radiowecker.

Bald halb sieben.

Die ersten Gäste waren schon gekommen. Die Reste ihres schallenden Lachens in der oberen Etage drangen gelegentlich zu mir herunter, zusammen mit dem monotonen Wummern des Basses aus den Boxen und vereinzelt, klingenden Lauten aus der Küche, deren Fenster offen stand. Ich dachte, dass Linda Essen auf dem Herd briet und schmorte. Küchenschürze, erhitzte Wangen, dieser Knick im Handgelenk, wenn sie mit dem Handrücken über ihre verschwitzte Stirn streicht. Glückliche? Nein, dachte ich und ging zum Schrank, um ein sauberes Hemd herauszusuchen. Nicht glücklich. Aber das geht mich nichts an. Gott sei Dank hatte ich nichts gehört. Nur das Motorengeräusch, als Richard heimkam, die Tür, die geöffnet und geschlossen wurde, die Schritte auf dem Fußboden. Aber keine lauten Stimmen, keine Vorwürfe, keine Anschuldigungen. Vielleicht begriff er, dass jemand ihn zum Narren halten wollte. Vielleicht

wollte er warten, vielleicht würde er Beweise sammeln, seine Überwachung verstärken, dachte ich und zog ein Hemd heraus, das ich ins Bad mitnahm.

Was bin ich doch nur für ein Idiot.

Ich stand lange unter der Dusche, es war herrlich; mir war etwas kalt geworden, nachdem ich so lange stillgelegen hatte. Von allen Ritualen ist es das beste: lange unter heißem Wasser zu duschen, sich zu rasieren und gründlich abzutrocknen, ehe man saubere Kleider anzieht. Weißes Hemd, dunkles Jackett, Krawatte, schwarze Schuhe. Der Klang von Absätzen auf dem Wohnzimmerboden, ungewohnt: Bald wird etwas passieren. Eine CD anstellen, eine Flasche eiskaltes Bier öffnen und eine letzte Zigarette rauchen, bevor du gehst. Ganz ruhig sitzt du da und denkst: *Jetzt geht es mir gut allein mit mir selbst.*

Es war ein paar Minuten nach sieben. Ich stellte die leere Bierflasche in den Schrank unter der Spüle und nahm mir eine neue aus dem Kühlschrank, öffnete sie und kehrte ins Wohnzimmer zurück. Ich wollte noch ein wenig warten, ehe ich zu ihnen hinaufging, erst etwas trinken, um den Augenblick, in dem ich auftauchen würde, etwas weniger peinlich zu gestalten, diese Meter, die ich aus dem Flur und ins Wohnzimmer zurücklegen musste, wo sie sitzen und mich anstarren würden. Seltsam. Sie waren meine Kollegen, ich sah sie jeden Tag, es gab keinen Grund, sich zu fürchten. Doch nun waren sie festlich gekleidet, nun lachten sie – ab und zu so laut, dass ich die unterschiedlichen Typen des Lachens deutlich unterscheiden konnte –, nun waren sie aus einem anderen Grund zusammen.

Deshalb trank ich ein paar Bier, bevor ich aufbrach. War daran etwas auszusetzen? Nein, das war es nicht, dachte ich und lehnte mich auf der Couch zurück. Löste das Etikett von der Flasche ab, knüllte es zu einer kleinen Kugel zusammen, die ich ins Zimmer schnippte. Das Fest, das noch nicht existierte, würde bald existieren, und zwar in einer und nur einer

möglichen Version. Bis jetzt existierte es jedoch nicht. Bis jetzt stand das Gemeindehaus da oben geschlossen und still. Es sei denn, die Band baute die Bühne auf, und ein paar vom Festkomitee gingen von Tisch zu Tisch, dachte ich; sie zünden Kerzen an, rücken Tischdecken gerade und platzieren Aschenbecher darauf, schleppen Limonadenkästen zum Getränkestand und holen die Kasse mit dem Wechselgeld heraus, tragen gestapelte Stühle in den Raum, schieben sie scharrend an ihren Platz. Alles Bewegungen, die in dem leeren Raum widerhallen. Die Geräusche steigen steil zur Decke auf, breiten sich aus und ersterben, ohne dass auch nur einen Augenblick Zweifel daran bestanden hätte, woher sie kamen, was ihr Ursprung war. Aber dann, je mehr Leute hereinströmen und ihre Geräusche verbreiten, wird ihre Zahl so überwältigend groß, dass man sie nicht mehr auf die Bewegung zurückführen kann, aus der sie kamen, die Verbindung wird abgeschnitten, und die Geräusche schweben auf eigene Faust zur Decke, suchen Gleichgesinnte und erproben spielerisch neue Kombinationen. Auf der Toilette rieselt die Spülung, während der Urin plätschernd die Metallplatte trifft und in den Abfluss rinnt und ein Knöchel ungeduldig an die Kabinentür klopft und eine Stimme herausplatzt, *Sitzt du fest, oder was ist?* Füße bewegen sich, Hosenställe werden geschlossen und Wasserhähne aufgedreht: Der Wasserstrahl spritzt auf das Porzellan, als im selben Moment die Tür aufgeht und sich der Lärm des Fests hereinwälzt, woraufhin sich alle fühlen, als wären sie abrupt versetzt worden und befänden sich nun plötzlich an einem anderen Ort. Eine Variation von Lauten, die nur dieses eine Mal erprobt wird. Sie wird sich niemals wiederholen. Die Kombination ist einmalig. Aber sie bemerken es nicht. Denn die Laute scheinen konstant zu sein, scheinen sich frei und unabhängig in ihrer eigenen Welt in der Luft über ihnen zu bewegen. Eine Kolonie, die den Raum ausfüllt, die sich unter die Decke schwingt und verspielt über den Menschen treibt, die unten umhergehen.

Das hält einige Stunden an, bis die Leute nach und nach den Saal verlassen und auch die Laute weniger werden, woraufhin sich erkennen lässt, was wirklich geschehen ist, dass die Kaphonie ein Ergebnis von etwas war, dass sie eine Ursache hatte, die sich nun aufteilt und auseinandergeht.

Denn die Laute geben deshalb nicht auf. Die Laute trennen sich und folgen ihrem jeweiligen Festgast als Schatten. Sie knarren, wenn die Füße über den Schnee bewegt werden, husten, wenn die Kehle freigemacht werden soll, knirschen, wenn Knie in Hosen gebeugt werden, seufzen *ahhh*, wenn der Schnaps bei einer Nachfeier irgendwo eine Kehle hinabrinnt. Wie eine hungrige Katze folgen die Laute ihrem Herrn. Er kann sie niemals loswerden. Selbst wenn er schläft, sind die Laute noch da. Gurgelnd schlägt das Herz im Blut, heiser strömt die Luft durch die Atemorgane, während das ferne Tuckern eines Bootsmotors im Wind lauter und leiser wird.

»Ja, ja, Henrik.«

Meine Stimme klang gekünstelt und machte mich grinsen. Vielleicht würde an diesem Abend etwas passieren, dachte ich und schlang die Finger um das eiskalte Glas der Flasche. Etwas Gutes. Wenn ich nicht auf das Fest ginge, würde ich es niemals erfahren. Dann dachte ich an meinen Bruder Klaus, was er wohl in diesem Moment machte. Vielleicht dachte er an mich. Vielleicht fragte er sich, ob er mich anrufen sollte. Nach all dem, was geschehen war. *Warum nicht?*, dachte er vielleicht und hastete in Bergen über den Torgalmennigen; den Regenschirm schräg gegen den Regen haltend, der über den Platz fegte, hielt er Ausschau nach einer Telefonzelle. Während ich die Kippe im Aschenbecher ausdrückte und die Hände aneinander rieb, um sie zu wärmen, trat er vielleicht unter das Plastikgehäuse, das den Münzfernsprecher abschirmte, den er ausgewählt hatte, legte den Regenschirm auf dem Apparat ab und fischte ein paar Münzen aus der Tasche. Es galt, mich anzurufen, ehe der erste Impuls

bekämpft worden war, und der Stolz, den er hinuntergeschluckt hatte, zurückkehrte. Ich war trotz allem sein Bruder. Und nichts konnte so groß sein, dass es dieser Tatsache im Weg stand, oder?

Ich stand auf und ging ins Bad, um mir die Hände mit heißem Wasser zu waschen. Als ich ins Wohnzimmer zurückkam, blieb ich stehen; der Gedanke an Klaus stellte sich wieder ein, wie er die Nummer eintippte und sich den Hörer ans Ohr klemmte, auf die Verbindung wartete. Die Klingeltöne, die durch meine Wohnung schrillten, würden von einer einfachen Handbewegung unterbrochen werden, gefolgt vom Klang der Stimme, die ihm so vertraut war. *Ja, hallo, hier spricht Henrik?*

Ich stand vollkommen still und lauschte.

Tat ich das?

Ja, ja, ja. Oh ja, oh ja. Das tat ich. Aber ich *glaubte* nicht, dass er anrufen würde, noch dazu an einem Freitagabend, ich hielt nur kurz inne, für den Fall der Fälle, und ging danach zum Fenster.

Das Telefon klingelte natürlich nicht. Warum sollte es auch?

Fassungslos über mich selbst hob ich die Flasche an den Mund und leerte sie in einem langen Schluck, während ich beobachtete, wie der Schnee über dem schweren, ruhigen Fischerboot, das landwärts glitt, in der Luft tanzte.

So war es.

Eine Minute später klingelte es an der Tür. Ich war mir sicher, dass es Linda war, ließ mir Zeit, schaltete die Lampen aus und überprüfte, dass die Herdplatten ausgeschaltet waren, es klingelte noch einmal, und ich ärgerte mich ein wenig, als ich schließlich aufmachte; wir hatten es doch nicht eilig.

Es war Miriam.

Als ich öffnete, kehrte sie mir im selben Moment den Rücken zu, um zu gehen, und als sie zu mir hinsah, erkannte ich, wie sehr es sie erleichtert hatte, dass ich nicht zu Hause war. Aber

dann machte ich auf, und so musste sie sich umdrehen und mich ansehen.

»Miriam?«

Sie errötete.

»Bist du allein? Wo sind die anderen?«

Ich folgte ihrem Blick; da war etwas mit dem Schnee, ihr Fuß trat in die Erde. Im Licht zwischen uns fielen senkrecht Schneeflocken.

Es ging kein Wind.

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, also trat ich hinaus und schloss die Tür hinter mir.

»Du willst gehen?«, fragte sie.

Ihre Stimme war ruhig, aber ihre Augen, die schnell zu mir hochblickten, waren ängstlich.

Ich sah auf meinen Mantel hinab.

»Mm«, antwortete ich. »Ich bin auf dem Sprung zu Linda.«

»Aha«, sagte sie.

Für einen kurzen Moment begegnete ihr Blick meinem. Eine unerwartete Wärme breitete sich in mir aus. Dann ging sie. Der Schnee reichte ihr bis zu den Knöcheln. Das fiel mir auf, der weiße Schnee, der sich in die feinen Falten und Spalten auf ihren Hosenbeinen gelegt hatte. Der Widerschein des gelben Lichts auf ihren schmalen Schultern, die schwache Rundung der Hüften, die eng sitzende Mädchenjeans, die kleinen Stiefeletten, von denen bei jedem ihrer Schritte Schnee rutschte.

»Miriam«, sagte ich. »Warte mal.«

Sie blieb stehen und drehte sich um. Es war etwas Steifes an ihr. Weil ich sie ansehe, dachte ich. Sie verlor immer ihre Natürlichkeit, wenn ihr bewusst wurde, dass ich sie ansah. Wenn sie durch das Klassenzimmer geht, um etwas in den Papierkorb zu werfen, und ich sie ansehe, werden ihre Bewegungen steif, hölzern geht sie durch den Raum, und ich habe Lust, mich vor sie zu stellen, sie zum Lachen zu bringen, sie dahin zu bringen, sich selbst zu vergessen, ihr mit der Hand über die Wange zu

streichen, ohne dass sie angespannt ist, die Finger durch ihre Haare gleiten zu lassen, sie an mich zu drücken.

»Ich habe eigentlich gar keine Lust, auf das Fest zu gehen«, erklärte ich, steckte den Schlüssel in die Tür und schloss ab.
»Aber ich muss. Ich habe gesagt, dass ich komme.«

»Mhm.«

Ihre Haare waren trocken, sah ich. Der Schnee begann erst jetzt, sie zu bedecken. Sie strich mit den Fingern hindurch, und ich begriff, dass sie kurz vorher ihre Mütze abgesetzt hatte. Für mich, dachte ich und bückte mich, sie wollte hübsch für mich sein, dachte ich, ich formte einen Schneeball in den Händen und warf ihn so fest ich konnte abwärts. Er traf mit einem leisen Klatschen die Wasseroberfläche.

Sie lächelte. Auch ihre Wangen glänzten im Licht, nass von geschmolzenem Schnee.

Ich wollte nicht, dass sie ging.

»Enoksen ist da«, sagte ich leise und verdrehte die Augen.
»Es ist nichts Besonderes. Aber morgen bin ich zu Hause. Magst du dann vorbeikommen?«

Sie nickte.

»Versprichst du mir das, Miriam?«

Sie nickte wieder.

Ich war voller Zärtlichkeit für sie, als ich dort stand und meine Augen ihr folgten, die kurzen japanischen Schritte den Hügel hinauf, wie ihre Bewegungen sich gewissermaßen lockerten, als sie auf die Straße kam und sich unbeobachtet wähnte; rasch eilte sie davon, setzte ihre Mütze auf und lief kurz, um dann ein paar Meter zu rutschen, was mich schmunzeln ließ, es rührte mich. Ich sah, wie erleichtert sie darüber war, fortgekommen zu sein. Dass sie alleine zu mir gegangen war! Vielleicht hat sie das seit Tagen geplant, dachte ich und blieb noch einen Moment stehen. Ihr hatte davor gegraut, und sie hatte mit sich selbst diskutiert, ob sie es wirklich tun sollte, ob sie ohne die anderen

kommen sollte, sie war alles in Gedanken durchgegangen, hatte überlegt, was sie sagen, was sie anziehen sollte, was geschehen würde. Und dann passierte das Einzige, womit sie nicht gerechnet hatte. Dass ich weder da war, noch nicht da war, dass sie weder mit mir reden durfte, noch um das Ganze herumkam. Vielleicht errötete sie in diesem Moment aus Scham über sich selbst, darüber, was ich von ihr denken mochte, wenn sie alleine kam und hineinwollte, *zu mir*, ihrem Lehrer! Jetzt ging sie nach Hause und bereute es. Nach Tagen der Planung bis ins kleinste Detail, um in meinen Augen vorteilhaft zu wirken, damit ich sie ansah und dachte, dass sie hübsch war. Die grünen Augen, die kurzgeschnittenen Haare, der langgliedrige Körper. Peinlich berührt angesichts der Situation windet sie sich ein wenig, aber trotzdem: Sie hatte den Mut, sie hatte die Kraft gehabt, es durchzuführen, hier zu stehen, vor mir, ihrem Lehrer, ihn an einem Freitagabend auf eigene Faust zu besuchen. Ich wusste, wie sie sich fühlte. Ihre Nervosität hat mich wohl angesteckt, dachte ich, als ich endlich die Treppe hinaufstieg, um zu klingeln. Arme Miriam. Denn was hatte *ich* gesagt? *Bist du allein? Wo sind die anderen?* Die Überraschung verriet mich, sie muss gedacht haben, dass ich die Situation seltsam und ihr Verhalten unverständlich fand. Dass sie ein Kind war.

Deutete irgendetwas in meinem Verhalten ihr gegenüber etwas anderes an?

Nein, sicher nicht. Ich behandelte sie wie ein junges Mädchen, das überraschend ihren Lehrer besucht. Mit etwas anderem konnte sie nicht rechnen. Dennoch dürfte sie gehofft haben, dachte ich, dass ich ihr meine Aufmerksamkeit schenken würde. Dass ich sie hereinbitten und mit ihr zusammensitzen würde ... um *was* zu tun? Was mochte sie sich ausgemalt haben? Dass wir reden würden? Vielleicht hatte sie ja etwas auf dem Herzen, etwas, das sie erlebt hatte, und keinem anderen anvertrauen konnte. Denn sie vertrauten mir. Vielleicht war es so. Etwas bei ihr zu Hause.

Was hatte ich mir eigentlich eingebildet? Dass sie in mich *verliebt* war? Miriam, dreizehn Jahre alt, verliebt in *mich*? Nein, nein, nein! Warum sollte sie? Großer Gott, hatte ich jetzt völlig den Verstand verloren, dachte ich und hob den Finger zum Klingelknopf. Er war festgefroren, ließ sich nicht hineindrücken, ich klopfte stattdessen mit dem Knöchel gegen das Türglas, aber die Musik in der Wohnung war offenbar zu laut. Ich wartete noch einen Moment. Dann öffnete ich die Tür und ging zu ihnen hinein.

Am nächsten Tag erwachte ich von flüsternden Stimmen direkt vor dem Haus. Mit schwerem Kopf setzte ich mich auf und blickte in die Dunkelheit hinaus. Zwei Jungen starrten mich durch das Fenster an. Ihre Gesichter leuchteten vor Furcht und Überraschung, als sie mich entdeckten. Sie nahmen in dem tiefen Schnee entlang der Hauswand Reißaus, ich hörte, wie sie sich mit Mühe einen Weg zum Meeresufer bahnten, wo sie nicht länger an sich halten konnten und laut loslachten. Dann fiel mir, in einem plötzlichen Bild, wieder ein, was am Vorabend passiert war. Die wachsende Aggression. Ich trinke und trinke. Es ist Morgen, ich bin benebelt vom Alkohol, ich gehe los. Überzeugt, an einem völlig anderen Ort zu sein, folge ich dem Fjord wie eine Maschine landeinwärts, bis vor mir ein entgegenkommendes Auto hält. Mein eigener verbissener Schatten, der im Licht der Scheinwerfer über den Schnee flackert. Großer Gott. Sie müssen in dem Wagen gegessen und über mich gelacht haben, über diesen starken Willen auf Abwegen. Vielleicht haben die Kinder schon davon gehört, dachte ich und legte mich ins Bett zurück, vielleicht waren sie deshalb gekommen, um zu spionieren. Um zu schauen, wie ich war, wenn ich mich veränderte.

Mehr. Da war mehr.

Richard hatte mich freundlicher behandelt als nötig. Ständig wollte er mich in die Gespräche einbeziehen, ständig wollte er mit mir anstoßen, die ganze Zeit benutzte er meinen Namen, *Was sagt Henrik?*, und dann lachte er. Seine Wahl war an diesem Abend auf mich gefallen. Ich sah, dass es Linda quälte. Aber sie konnte nicht eingreifen. Erstens balancierte er weiter haarscharf

zwischen einem freundlichen und vermeintlich freundlichen Verhalten. Zweitens würde ein Eingreifen nur seine Eifersucht schüren, ich hatte ihn regelrecht im Ohr, *Henrik in Ruhe lassen? Warum denn das? Soll ich nicht freundlich zu ihm sein dürfen?*

Immer wieder erhob er an diesem Abend mir gegenüber sein Glas.

»Prost, *Henrik!*«, sagte er und lachte mit Augen, die vor schwarzer Freude funkelten.

»Prost«, erwiderte ich und hob mein Glas mit Wodka und Saft an die Lippen. Als ich das Glas senkte und ihn wieder ansah, war er bereits mit etwas anderem beschäftigt. Abwesend starrte er auf die wogende Menschenmenge, die sich fortwährend durch den heißen, lärmenden Festsaal bewegte, in dem wir uns aufhielten.

Vergiss ihn, dachte ich und schob den Stuhl zurück, um außerhalb der Reichweite ihres Gesprächs zu sitzen. Nach mehreren Stunden in ihrer Gesellschaft, erst in Lindas und Richards Wohnung, danach hier, an einem Tisch im Gemein-dehaus, hatte ich sie satt: Schließlich waren es Menschen, die ich jeden Tag in der Schule sah, und es hatte sich gezeigt, selbst wenn sie tranken und allmählich betrunken wurden, hatten sie einem nicht mehr zu bieten – sie waren wie immer. Denn der Rausch verändert uns nicht. Er bewirkt nur eins, von sämtlichen Vorbehalten abzusehen, die sonst alles umgeben, was wir sagen und anpacken. Auf diese Weise entfernen wir uns von der Wahrheit, die ja unendlich nuanciert ist, mit so vielen Schichten, dass es keinem gelingt, sie alle zu überblicken, wie eines dieser Bilder von in Spiegeln reflektierten Spiegeln, in denen die Bewegung niemals endet: Egal, wie klein das Bild ist, es gibt immer noch eins, das noch kleiner ist. Endlos. Wahrheit lässt sich nur aus der Distanz betrachten, denn wenn wir dorthin gelangen, hat sie sich schon weiterbewegt, als wären wir von einem magnetischen Feld umgeben, das wir gleichzeitig auch sind, wodurch wir die Wahrheit in dem Moment abstoßen, in

dem wir uns ihr ernsthaft annähern. Dass die wenigsten sich diese Erkenntnis zu eigen machen, liegt natürlich daran, dass sie in letzter Konsequenz jedes praktische Leben lähmen und die ganze Menschheit daraufhin aussterben würde. Querulantisch saßen wir dort, die letzte Generation, und würden alles in Frage stellen, weiter und weiter würden wir gehen, näher und näher kommen: Was *ist* dieses Brot, eigentlich? Und das Brot? Erst würde es trocken und hart werden, dann aufweichen und sich grünblau verfärben, bis wir mit einem verfaulten Brei zwischen den Fingern dasäßen. Ausgehungert und ohne klüger geworden zu sein, sähen wir es vor unseren Augen verschwinden.

Ist das nicht der Grund, aus dem wir trinken? Die einzige Möglichkeit, uns anzunähern, ist illusorisch, aber deshalb nicht weniger verführerisch: Einfachheit ist anziehend, deshalb trinken wir, und deshalb sagen wir, dass man aus dem Mund Betrunkener und Kinder die Wahrheit vernimmt. Für ein paar Stunden wird alles immer einfacher, bis du das letzte Stadium erreichst und ohne einen Gedanken im Kopf umkippst.

Einfacher wird es nicht mehr.

Aber wahr?

Nein, nein, nein.

Vorbehaltlos saßen sie um mich herum und plauderten. Irene und Enoksen unterhielten sich, sah ich, was offenbar unterhaltsam war, denn Irene lachte laut und war nicht mehr zu bremsen. Unbewusst hob sie die Hand zum Kopf und berührte flüchtig ihr hochgestecktes Haar, als wollte sie es prüfen. Sie hat sich Mühe gegeben, dachte ich, sich für diesen Anlass herausgeputzt. Im Badezimmer gestanden und sich geschminkt. Konzentriert müssen ihre Augen die Bewegungen der Hände verfolgt haben. Aus dem Wohnzimmer ein gleichmäßiges, schwaches Surren von Stimmen und Lachen, das sind ihre Eltern, die fernsehen. Hätten sie nur ausgewählt, was sie sehen wollen, dann, aber nein, sie würden *alles* sehen, denkt sie und hebt unwillkürlich die Augenbrauen, als sie die Lippen rundet und die Hand den

feuchten Stift darüber zieht. Ja, ja. Sollten sie ruhig da herumsitzen. *Sie* würde jetzt ausgehen. Sie summt und bleibt sekundenlang regungslos stehen und mustert sich, bis sie die Kappe des Lippenstifts aufsetzt, ihn ins Badezimmerregal stellt und den Raum verlässt. Zufrieden zieht sie Mantel und Schuhe an und steckt den Kopf zur Tür herein, um ihnen Bescheid zu sagen, dass sie geht. Die Eltern lächeln ihre übergewichtige Tochter an und freuen sich über die Andeutung von Vorfreude, die sie vergeblich zu verbergen sucht. Als die Tür hinter ihr ins Schloss fällt, sehen sie sich an.

Unterwegs zum Vorglühen in Lindas und Richards Wohnung eilt sie den Anstieg hinauf. Die Vorstellung, dass sie später jemandem leidtun könnte, ist ihr vollkommen fremd. *Ich? Und warum?* Sie hastet davon, ich drehe mich auf der Couch und sehe sie durch das Fenster: Die eisige Luft lässt sie eine Hand erst auf das eine, dann auf das andere Ohr legen, als sie ihren Weg im Laufschrift fortsetzt. Unmittelbar darauf hören wir sie im Flur. Die Stiefel werden aufgeschnürt, die dicken Socken ausgezogen, und mit ihren breiten Händen presst sie zierliche, hochhackige Abendschuhe um ihre Füße. Vielleicht wirft sie noch einen letzten prüfenden Blick in den Spiegel, ehe sie ins Wohnzimmer kommt, wo wir ihr entgegenblicken.

Die hölzernen Schritte, die ihr die ungewohnt hohen Absätze aufzwingen, die künstlich festen Haare, die wie losgelöst vom Kopf wippen, die fast vulgär geschminkten Augen.

»Hallo!«, hatte sie gesagt, uns andeutungsweise mit der Hand zugewunken und auf dem äußersten Rand der Couch Platz genommen, während wir uns nichts anmerken ließen. Oder war ich der Einzige, der es bemerkte?

Verstohlen hatte ich mich umgeschaut. Alles war noch so wie vor ihrem Eintreffen. Irenes Auftritt war also wie erwartet, begriff ich, das Gespräch ging weiter, als wäre nichts passiert. Elastisch hatte es umgehend auch Irene eingeschlossen, die eine Stunde später neben mir durch den Ort ging, den ganzen Weg

vom Vorglühen zum Gemeindehaus hinauf, übersprudelnd von Plaudereien, denen ich nicht folgen konnte, da mich ablenkte, was am frühen Abend passiert war. Meine Gedanken kreisten um Miriams unerwarteten Besuch und den Willen, der in diesem Besuch zum Ausdruck gekommen war. Vielleicht hatte Irene sich über meine Geistesabwesenheit geärgert, was wusste ich; jedenfalls hatte sie sich sofort mit Enoksen unterhalten, als wir in dem halb gefüllten Festsaal Platz nahmen.

Nun saß sie da und lachte über etwas, das er gesagt hatte.

Ich seufzte leise vor mich hin, wippte den Stuhl zurück und zog den Vorhang, der das Fenster verdeckte, zur Seite. Eine Gruppe Jugendlicher stand im Lichtkegel der einzigen Straßenlaterne und trank sich Mut an. Weiter unten lag die Schule mit dunklen Fenstern, von Leben geleert. Jetzt war dort keiner. Alles war still.

Ich dachte an die Schwimmhalle, das Wasser, das glänzend und glatt dalag, das ferne Säuseln des Belüftungssystems an der Decke, vielleicht eine Dusche, die im Umkleidebereich tropfte, *Dipp, dipp, dipp, dipp*, ohne dass jemand da war, es zu hören. Kein williger Körper, der die Wasserfläche durchpflügte und mit langen, zähen Zügen schwamm. Niemand, der mit den Händen über dem Beckenrand hing und erschöpft durchatmete, nachdem er unter Wasser über dem Beckenboden hin und her gegliiten war und die Lunge schmerzhaft nach Luft geschrien hatte. Es gab keinen, der vor dem großen Fenster an der Kopfwand stand und auf die Lichter des Orts hinausblickte, der sah, dass sie in der flutenden Dunkelheit schwach zitterten, und daran dachte, wie schön es war, sich dort nachts aufzuhalten. Mit gleichmäßigen Bewegungen durch das bläuliche Wasser des Beckens zu schwimmen, während draußen die Stürme wüteten. Nun aber wurde es von nichts gekräuselt, nun lag es da und ruhte in sich selbst, es war niemand da, der es sah und vielleicht dachte, dass die regungslose Wasserfläche hart wirkte, wie aus Glas.

Ich zog den Vorhang zu und wandte mich erneut dem Tisch

zu. Lindas Blick ließ mich erkennen, dass sie mich schon eine ganze Weile angesehen hatte. Sie lächelte. Dann stand sie auf. Ich starrte zum Ausgang, um die Erwartung zu überspielen, die das in mir weckte. In dem Moment kam eine Frau herein, sie knöpfte ihre Jacke auf und ließ gleichzeitig den Blick auf der Suche nach Bekannten durch den Saal schweifen. Plötzlich stieß jemand sie an, sie musste einen Schritt zurückweichen und begann sofort, den Ärmel abzubürsten, an dem der Jungspund sie berührt hatte, der nun mit glasigen Augen weiter in den Raum hinein torkelte. Er hatte nicht alles Erbrochene wegbekommen, sah ich, ein paar gelbbraune Brocken hingen noch in seinem Pullover. Aus den Augenwinkeln erahnte ich, dass Linda Enoksen eine Hand auf die Schulter legte, als sie an ihm vorbeikam. Irgendwo trat jemand gegen eine Flasche, die schräg über den Boden und unter einen Tisch rollte. Als wären wir an Bord eines Schiffs, dachte ich und drehte den Kopf. Linda begegnete lächelnd meinem Blick.

Sie ging neben mir in die Hocke.

»Du bist heute Abend so ernst, Henrik«, sagte sie. »Stimmt etwas nicht?«

Ihr Unterarm ruhte auf der Tischplatte. Der Stoff ihrer weißen Bluse war dünn, in den Falten konnte man die Haut darunter erahnen. Glatt vor Schweiß, dachte ich, es war ja so warm.

Ich schüttelte den Kopf und trank den letzten Schluck in meinem Glas.

»Nein«, sagte ich. »Mir geht es gut.«

Ich begriff, dass meine Art, dies zu sagen, abweisend wirkte, weshalb ich sie ansah und lächelte. Sie richtete sich auf.

»Möchtest du tanzen?«

Tanzen?

Sie mit meinen ungelenkten Bewegungen im Kreis drehen. Der Kampf darum, sie auf Distanz zu halten, wenn sie Nähe sucht.

»Ich glaube eher nicht.«

»Jetzt komm schon, Henrik«, sagte sie. »Nur ein Mal.«

Ich schüttelte den Kopf und hoffte, dass sie mich nicht weiter bedrängen würde. Sonst würde ich dort wie ein Kind sitzen und mich weigern müssen.

»Später vielleicht«, sagte ich.

»Wenn du ein bisschen mehr getrunken hast?«

Ich sah schnell zu ihr auf.

Es war ein Scherz, sie lächelte.

»Aber dann tanzen wir!«, sagte sie. »Okay?«

Als sie sich im Raum entfernte, beobachtete ich verstohlen Richards Reaktion. Ob er sie im Auge behielt. Nein, er ließ sie gehen, er redete mit Josephsen, dennoch hatte ich das Gefühl, dass ihr eine Aufmerksamkeit folgte. Etwas von den Augen Unabhängiges. Dass er jederzeit wusste, wo sie war, und was sie machte, eine Fähigkeit, die er durch langjähriges Misstrauen trainiert hatte.

Tanzen?

Die Musiker der Band auf der Bühne wiegten ihre Köpfe hin und her und lächelten wie Schwachsinnige. Linda stand an der Getränkeausgabe und sah schräg zu ihnen hoch. Im selben Moment lehnte sich Irene über den Tisch und schien ein Gespräch beginnen zu wollen. Glücklicherweise sah ich es kommen und wandte den Blick gerade noch rechtzeitig zur Seite. Dadurch hatte sie keinen Ansatzpunkt, konnte sie nirgendwo anfangen. Aus den Augenwinkeln nahm ich wahr, dass sie aufgab und auf ihren Stuhl zurücksank.

Abgesehen von Richard und Josephsen saß nun jeder für sich. Eine Mattigkeit hatte sich unter ihnen ausgebreitet, eine dieser Lücken, die früher oder später entstehen, wo mehrere Menschen sich versammeln. Enoksens Frau rauchte mit müden Bewegungen. Enoksen selbst starrte zu Boden, etwas zusammengesunken, als wäre der Aufstieg des Rauschs zu steil gewesen, so dass er sich nun auf dem Gipfel ausruhte. Erschöpft graute ihm vor dem langen Abstieg. Sein Gesicht war breit und flach wie etwas, das man im Wald findet, dachte ich, ein Baumstumpf,

ein Stein oder auch ein Knollengewächs. Etwas Knorriges, und als er sich mit dem Handrücken den Mund abwischte und den Kopf drehte, um sich im Saal umzuschauen, stellte ich mir vor, dass er in einem Dickicht gleich hinter einer Hütte läge, trocken und hübsch anzuschauen. Ich mustere ihn mit nachdenklichen Augen. Dann bücke ich mich und greife nach ihm. Mit einiger Mühe schlepe ich ihn auf dem Waldweg den Hügel hinab. Atemlos hieve ich ihn in den Holzschuppen, wo ich mit sicheren Bewegungen sämtliche Zweige entferne. Hebe seinen Arm und hacke ihn knapp unter der Schulter ab. Teile ihn anschließend mit einem gut gezielten Hieb gegen den Ellbogen. Knack. Der zweite Arm. Knack. Knack. Danach die Beine. Mehrere Hiebe, schräg auf die Leiste. Ich wische mir den Schweiß von der Stirn und lege die Gliedmaßen zu einem kleinen Stapel zusammen. Der Kopf wird am Hals abgetrennt, danach platziere ich ihn auf dem Hackklotz und spalte den Schädel mit einem einzigen, perfekten Hieb. Mit vollen Armen wanke ich zur Hütte, die Füße hinterlassen im Raureif kaum einen Abdruck auf dem Erdboden, der Atem ist weiß, es ist kalt und ich friere, als ich mich vor den offenen Kamin setze, um Feuer zu machen. Ich hebe einen Arm auf die Feuerstelle, reiße etwas Haar aus, das ich darunterlege, damit das Feuer schnell anzündet, ein paar Zehen und Finger, ehe ich einen Oberschenkel und einen Fußknöchel dazulege. Es knistert und Funken sprühen, ab und zu ertönt ein leiser Knall, ich reguliere die Lüftungsklappe und mache es mir anschließend mit einem Buch gemütlich, während sich im Wald lautlos die Dunkelheit herabsenkt.

Wie betrunken ich war, begriff ich erst, als ich aufstand und der Stuhl hinter mir umkippte. Ich ließ ihn liegen, bahnte mir einen Weg durch den Saal und ging auf den Parkplatz hinaus. Nach der Wärme im Haus empfand ich die Luft noch schneidender und kälter. Lange stand ich da und starrte in den Himmel, das Gewölbe aus funkelnden Sternen; es war so schön. Und dann

empfand ich große Freude. Für einen kurzen Moment war ich von einer Freude erfüllt, deren Ursache ich nicht kannte, sie perlte in mir hoch, sekundenlang *wusste ich, dass ich glücklich war*.

Miriam.

Das war es. Sie war allein gekommen, um mich zu besuchen, sie hatte vor mir gestanden, verlegen und hilflos, der Wille, der sie dorthin geführt hatte, reichte nicht für mehr. So weit, bis zu mir aus freiem Willen – aber von diesem Punkt an lag alles bei mir. Sie hatte sich vor mich gestellt. Sich mir hingegen? Ja. Und ihr Anblick hatte mich gerührt. Den ganzen Abend hatte das wie eine Ahnung in mir gelegen. Die Ahnung von etwas Schönem. So war es. Doch als ich so den Grund für das überwältigende Gefühl von Freude fand, verflüchtigte es sich, als wäre der Grund kleiner als die Freude selbst, als schaffte er es nicht, die Freude zu bewahren, es fiel in sich zusammen, denn welchen Grund zur Freude gab es eigentlich? Der Besuch einer dreizehnjährigen Schülerin? In welcher Welt ist das ein Grund zur Freude?

Ihre Hilflosigkeit, die mich gerührt hatte, verwandelte sich in Mitleid. Sie konnte einem leidtun. Genau wie ich, Henrik, der Mann, der keinen besseren Grund zur Freude hatte. Was für ein Leben führte er dann?

Ich drehte mich um, wollte wieder hineingehen, als die Gang bei den Autos nach mir rief.

»Henrik! He, Henrik!«

Sie boten mir einen Flachmann an. Ich rieb mit der Hand über den Hals und trank. Es war reiner Schnaps. Ich schauderte und hustete. Ein paar von ihnen lachten. Ich spürte ihre Blicke auf mir und schaute zum Himmel hoch, als ich die Flasche weitergab.

»Ganz schön kalt«, sagte ich.

Dazu sagte keiner etwas. Sie waren erst achtzehn, zwanzig Jahre alt, und ich hatte einen völlig falschen, altherrenhaften

Ton angeschlagen. Ich hob erneut den Blick und verachtete die Hilflosigkeit meines Versuchs.

»Weiß jemand, *wie* kalt es ist?«, sagte ich, um meinen ersten Kommentar in ein besseres Licht zu rücken.

Sahen sie sich an?

Einer von ihnen zuckte mit den Schultern, ein anderer trank gierig aus einer Flasche Bier, die Stimmung war irisierend, und es lag an mir, dass sie sich jetzt so verhielten, sie konnten mich nicht ignorieren. Dämpfte meine bloße *Anwesenheit* ihre Stimmung?

Worüber hatten sie gesprochen, bevor ich kam?

Alltägliche Dinge. Eine lockere Unterhaltung, bei der keiner darüber nachdachte, was er sagen sollte. Und jetzt schwiegen sie.

Ich holte den Tabakbeutel heraus und drehte mir eine Kippe. Als ich aufsaß, begegnete ich dem Blick von einem aus der Gruppe. Er warf den Kopf ein wenig, hielt die Bierflasche in Hüfthöhe.

»Dein Kumpel, dieser Henning, was macht der heute Abend?«

»Er ist in der Stadt«, antwortete ich und leckte über den Rand des Blättchens.

»Hat er sich da eine Braut angelacht?«, fragte einer. Ich strich mit zwei Fingern über das Papier, knipste die Tabakfäden an den Enden ab und steckte mir die Kippe in den Mund, während sie um mich herum grinsten. Was gab es da zu kichern, dachte ich und suchte in meinen Taschen nach dem Feuerzeug. Darüber, dass er sich eine Braut angelacht hatte?

»Henning, nein!«, sagte ich und senkte den Kopf, als mir einer von ihnen Feuer gab. Er hielt schützend die Hand vor die Flamme, ohne mich anzusehen.

Ich nahm einen Zug. In der kalten Luft reizte der Rauch meine Kehle, und ich verspürte den Drang zu husten.

»Henning und Henrik«, sagte einer von ihnen.

Sie lachten laut.

Ich senkte rasch den Blick, um von der Röte abzulenken, die ich hilflos aufsteigen spürte, denn wenn sie wussten, worauf sie achten mussten, konnten sie es auch so sehen. *Henning und Henrik*. Was glaubten sie? Henning und Henrik? Redeten sie so, war es das, was sie dachten? Wenn wir abends zusammensaßen, kommentierten sie es dann so, Henning und Henrik? Jedes Mal, wenn sie uns sahen?

Nein.

Nein?

Nein. Ganz und gar nicht. Wenn es so wäre, hätten sie es *mir* nicht gesagt. Henning und Henrik? Das klingt einfach gut, dachte ich und merkte, dass ihr Lachen verstummt war. Ich schaute zum Eingang. Dort standen zwei Männer und pissten gegen die Wand, wobei sie sich über die Schulter hinweg unterhielten.

Ein weiteres Mal griff ich nach der Flasche.

»Was ist mit dir, Henrik, hast du keine im Auge?«

Mein Magen zog sich bei jedem Schluck zusammen.

»Ob ich eine im Auge habe?«

Wieder kehrte das Bild von Miriam zurück. Ihre ängstlichen Augen. So viel schöner, als ihr selbst bewusst war. Wieder erfüllte es mich mit Freude. Und mit Verachtung für diese stumpfsinnigen und leeren Blicke, das viele Bier, das sie sich hinter die Binde kippten, um so besoffen wie möglich zu werden, dachte ich und hasste mich selbst dafür, dass ich stehengeblieben war, bei ihnen, und ihnen eine Antwort schuldig blieb, ihnen unterlegen war, dafür, dass es mir einfach nicht gelang, mich über etwas so Simples zu erheben.

»Ja, du weißt schon. *Weiber*.«

Lachen.

»Ein paar Mädchen aus der neunten Klasse sehen jetzt richtig gut aus.«

»Das hast du ja wohl gesehen.«

Lachen.

»Benedicte«, meinte einer von ihnen.

Das reichte schon, jetzt ging sie ihnen durch den Kopf. Ein Lächeln, das sie ihnen irgendwann großmütig geschenkt hatte, das sie in Erinnerung behielten und in einem Augenblick wie diesem hervorholten. Lächelnd beugt sie sich zu dem heruntergekurbelten Autofenster, sie glotzen und schlucken, ihre Brustwarzen streichen über den Stoff des weißen T-Shirts, ihre Bewegungen sind selbstsicher, sie weiß, dass die Jungen sie haben wollen. Das freut sie noch immer. Sie ist erst sechzehn, und sie sind um die zwanzig, trotzdem wollen sie mit ihr reden, trotzdem gelingt es ihnen nicht, ihre Begierde zu verbergen, wenn sie so die Hand auf das Dach stützt und sich vorbeugt.

»Und Katrine«, sagte ein anderer.

»Katrine? *Katrine*? Die findet sich selbst unglaublich toll.«

Ich applaudierte Katrine innerlich und sah meine Chance gekommen, sie zu verlassen, als ein Auto den Anstieg hochschoss und sie sich um es scharten. Sie merkten nicht, dass ich ging, und so verschwand ich, ohne ein Vakuum zu hinterlassen, das sie mit ihren sonst unumgänglichen höhnischen Kommentaren gefüllt hätten.

Lange stand ich direkt neben dem Eingang an die Wand gelehnt. Niemand beachtete mich. Alle, die vorbeikamen, hatten den in sich gekehrten Blick des Rauschs. Ich selbst fühlte mich leicht und gut, spürte, dass ich Lust hatte, etwas zu tun, über das Klägliche und Bedrückende aufzusteigen, in dem ich eben noch gewesen war, und wusste, dass es kein Problem wäre. Mein Gott, es kam doch nur darauf an, mit den Leuten zu reden, herumzugehen und nicht ständig darüber nachzudenken, welchen *Eindruck* das hinterließ. Hier! Als wäre es möglich, etwas zu tun, das *hier*, in diesem Chaos, einen Eindruck hinterließ!

Durch den Entschluss besserte sich meine Laune. Eine Zeitlang überlegte ich, ob ich zu dem Tisch gehen sollte, an dem Miriams Mutter saß, lieber nicht, das wäre auffällig, dachte ich, und worüber sollten wir uns auch unterhalten?

Weder Richard noch Linda saßen an unserem Tisch. Auch Irene und Enoksen fehlten. Ich sah mich nach ihnen um und entdeckte sie auf der Tanzfläche. Enoksen führte Irene mit Tanzschulschritten. Ich musste grinsen. Offenbar hatte er mit seiner Frau irgendwann einen Kurs für Standardtänze belegt. Man erkennt sie sofort, sie stechen durch ihre Sicherheit heraus; stolz darauf, wirklich tanzen zu *können*, schwingen sie sich präzise im Kreis, ohne zu bedenken, wie entlarvend diese trippelnde Leichtigkeit ist, was das über sie aussagt. Standardtänze! Noch dazu in diesem grauen, etwas zu kurzen Anzug. Man fragte sich wirklich, wie das passieren konnte, war er *gewachsen*? Es hatte etwas Armseliges, dass er sich nicht ordentlich zu kleiden verstand, weil es ein solcher Kontrast zu seiner Strenge war und deshalb besonders deutlich wurde. Nur nicht für ihn selbst. Die Mädchen sahen es alle, und vielleicht rührte es sie sogar, vielleicht tat er ihnen leid, weil die Strenge und die Kraft, die ihn zusammenhielten, dadurch Risse bekam, wie es zum Beispiel heute gewesen war, als Linda ihn eingeladen hatte. Sie hatte ihn mit seinem Vornamen angesprochen, *Osmund*, wie eine unerwartete Liebkosung, und ich dachte: *Sie macht ihn wehrlos*.

In solchen Details steckt Macht: Sie fegen etwas Staub von den Schultern ihrer Männer, und schon haben sie diese unschädlich gemacht, sie rücken auf der Treppe zu einer festlichen Gesellschaft ihre Krawatten gerade, und die Männer müssen sich damit abfinden, sie streichen mit der Hand über ihre Wangen, und die Männer haben dem nichts entgegenzusetzen. Der Abstand, den sie zur Welt halten, wird aufgehoben, diese Frauen dringen zu ihnen durch, wie ihre Mütter es einst taten, als sie sich bückten und sie umarmten, ehe sie zur Schule liefen, als die Mütter mit strenger Miene die Haare kämmten und sie hilflos, mit hängenden Armen dastanden und sie gewähren lassen mussten.

Ich lächelte und sah Enoksens Frau vor mir, die seinen Kopf tätschelt, während er weinend daliegt. Die Schluchzer, die seinen

Körper übermannt haben, verzerren sein Gesicht, lassen seine Stimme brechen. *Ist ja gut, mein Junge, ist ja gut.*

Im Laufe des Abends hatten sie allerdings kaum miteinander gesprochen. Als wäre sie die ganze Zeit auf dem Sprung, hing ihre Tasche immer noch über der Schulter, verkniffen saß sie da; vielleicht machte die Umgebung sie unfrei, vielleicht hatte sie das Gefühl, dass dieses Fest, das wie ein pummeliges Kind johlend, ohne einen Gedanken an sich selbst davonstolperte, unter ihrer Würde war.

»Sie sind Krankenschwester?«, sagte ich.

Ich wollte ihr etwas geben, das war der Gedanke, den der zunehmende Rausch hervorgebracht hatte, deshalb legte ich meine Hand auf ihre Schulter und begegnete ihren überraschten Augen.

Sie nickte, und ich sah, wie ihre erste Überraschung von Misstrauen ersetzt wurde. Ich musste den Abstand zwischen dem Bild überbrücken, das sie von sich selbst hatte, eine Frau zwischen vierzig und fünfzig, die sich bei Anlässen wie diesen nicht mehr zurecht fand, und dem Bild, das sie mit Sicherheit von mir hatte, ein betrunkenener und aufdringlicher Kollege ihres Mannes, der plötzlich auf die Idee gekommen war, mit ihr zu reden. Ein junger Mann Mitte zwanzig, welches Interesse sollte er daran haben, mit ihr zu reden, was steckte dahinter, wollte er sich über sie lustig machen? So dachte sie. Sie betrachtete mich, als wäre ich ein Gegenstand, der plötzlich vor ihr abgestellt worden war, ohne dass sie begriff, was er mit *ihr* zu tun haben sollte. Also versuchte ich, geschickt zu sein, ich fragte sie nach verschiedenen Dingen, die ihre Arbeit betrafen, und achtete darauf, kleine Bemerkungen fallen zu lassen, die sie verstehen ließen, dass ich wusste, wovon ich sprach, dass ich nicht nur in Anstalten wie der gearbeitet hatte, in der sie Stationschwester war, sondern mir meine Gedanken dazu gemacht hatte. Die neue Reform, zum Beispiel, war es überhaupt möglich, ihr nicht ablehnend gegenüberzustehen? Wie konnte es nur dazu kommen, fragte

ich, so etwas auf den Weg zu bringen, ohne vorher die nötigen Vorbereitungen getroffen zu haben, wir redeten hier schließlich von *Menschen*, sagte ich, und nicht von *Tieren*.

Nach fünf Minuten in diesem Stil misstraute sie meinen Motiven nicht mehr, sie richtete sich auf, und ihr Gesicht wurde eifrig angesichts dieser unerwarteten Chance, über das zu sprechen, was sie interessant fand. Ich fragte, sie antwortete. Sie erzählte, wie es noch in den siebziger Jahren gewesen war, als man häufig nur eine einzige Nachtschwester für eine ganz Abteilung hatte, dass die Bewohner nachts fixiert wurden, damit man sie unter Kontrolle hatte; ich lauschte und blickte in regelmäßigen Abständen aufmerksam und interessiert in ihr Gesicht, gerührt von meiner eigenen Güte, standen mir Tränen in den Augen.

Das wusste ich ja gar nicht, sagte ich, *fixiert? Wirklich?*, und das Gespräch ging weiter, ich fragte sie, ob sie selbst hier zur Schule gegangen sei, *denn Sie sind doch von hier?*, und sie lächelte und sagte nein, das sei sie nicht, *er komme von hier, Wann haben Sie ihn kennengelernt?*, fragte ich, sie erzählte, dass sie sich Anfang der siebziger Jahre als Studenten in Oslo begegnet seien, und ich lachte innerlich schallend. Sie saß hier und erzählte *mir* von ihrer Verliebtheit in Enoksen, dass sie schwanger geworden war und sie heiraten mussten, was war das, dachte ich, warum entblößte sie sich vor *mir*, war sie *dumm?*, dachte ich und schenkte ihr ein entschuldigendes Lächeln, während ich nach meinem Glas griff, das ich füllte und aus dem ich trank, schluckte, *Und dann sind Sie hierher gezogen?*, sagte ich, sie nickte ruhig, *Es ist gut, dass manche Menschen Verantwortung übernehmen*, sagte ich, *dass nicht alle, die etwas aus sich machen wollen, weggehen*, sagte ich und kam auf meinen Respekt vor Enoksen, ihrem Mann, zu sprechen und fragte mich, ob er vielleicht etwas zu viel arbeitete? Sollte er nicht manchmal lieber erst an sich und dann an die Arbeit denken? *Es ist wichtig*, sagte ich, *auf sich selbst achtzugeben. Aber ... es ist natürlich idiotisch, hier zu sitzen und das Ihnen zu sagen!*

